



Inhalt: **Kahnfahrt.** Nach ihrem Gemälde gezeichnet von Fel. Ernestine Friedrichsen. — **Lieder.** Von Ludwig Pfau. — **Er soll Dein Herr sein!** Novelle von Villamaria. (Fortsetzung.) — **Friedrich Friesen.** Von Max Ring. (Schluß, mit Illustrationen von Karl Mecklin jun.) — **Wiener Weltausstellung.** Von Ludwig Pfau (mit Abbildungen). — **Alban.** Novelle von Ida von Düringsfeld. (Schluß.) — **Die Mode.** Von Beronika von G. — **Rebus.** — **Buchstaben-Räthsel.** — **Auflösungen des Rebus und der Schach-Aufgabe Nr. IX,** Seite 322. — **Correspondenz.**

Kahnfahrt.

(Originalzeichnung von Fel. Ernestine Friedrichsen.)

Ein großer See, in dem kein stolzes Schloß, nur schwer-
müthiger Tannenwald und dort und da ein bäurisches Gehöft,
eine Gruppe ärmlicher Hütten sich spiegelt. Allein er hat den

Zauber der unentweichten Einsamkeit und Weltferne für das
Auge des Dichters und Malers, den stärkeren der Heimath
für das Paar, das in einer linden Herbstnacht hinausgerudert.
Ringsum tiefe, beinahe erhabene Stille, die das Gebell der
Hunde auf den Höfen, ohnehin durch die Ferne gedämpft, nur
selten unterbricht. Auf dem See selbst nur der gleichmäßige
Auf- und Niederschlag der Ruder und das leise Aufathmen der
im Mondschein glitzernden Fluth. Was die Zwei, Mann und

Weib, aus ihrer engen Hütte ins Freie, unter den feierlichen
Nachtimmel zog, ist nicht Schwärmerei, Beide sind mit den
Kindern der Armuth, mit Arbeit und Entbehrung aufgewach-
sen; Noth kennt keine Romantik. Was sie hinausgezogen, ist
ein edleres, ein religiöses Gefühl: die Heimathliebe. Der
Mann in der originellen, aber stofflich sehr rauhen Tracht ist
nur ein polnischer Flößer. Mit seinen Genossen fährt er all-
jährlich die gefällten Stämme stolzer Walddriesen die breite



Kahnfahrt.

Nach ihrem Gemälde gezeichnet von Fel. Ernestine Friedrichsen.

Weichsel hinab, weit, weit, nach den deutschen Handelsstädten, von deren Thürmen man die blaue See sieht. Sein Floß ist Schiff und Fracht zugleich, ist ihm Herd und Bett. Eine lange, höchst beschwerliche Fahrt! Ist das Ziel endlich erreicht und die nächste Aufgabe erfüllt, das Geschäft mit dem Händler oder Rheber abgethan, so verdingt sich der Flößer den reichen Bauern des Weichsel-Deltas zur Erntearbeit. Sobald aber die letzte Garbe eingeharnt, wandert er mit den Schaaeren seiner Genossen, singend und fiedelnd, zu Fuß die Hunderte von Meilen zurück, dorthin, wo es für ihn am schönsten ist auf dem Erdenrund!

Von solcher Fahrt und Wanderschaft ist unser Mann heute nach Hause gekommen, wo er seine junge Frau gelassen, ungleich den meisten seiner Landsleute, die Weib und Kind mit ins Deutsche nehmen.

Er hat ihr zu Hause beim frugalen Mahl von Fahrt und Fährlichkeiten, von den Kameraden Dies und Das, am meisten beglücklichen Daheim des Landmanns in jenen fruchtbaren Gefilden erzählt. Doch kein Laut der Sehnsucht nach jenen reicheren Thalen ist in seiner Rede; nicht konnte Odysseus glänzenderen Blickes in des Herdes Flammen und seiner Gattin Augen schauen! Sie aber weiß nicht wie Penelope von harten Prüfungen zu erzählen, ihr flossen die Tage eintönig und einfarbig dahin, unter Arbeit, Gebet für den Fernen und bescheidener Sehnsucht.

Je länger er von der Fremde spricht, desto wonniger durchströmt ihn das Gefühl daheim zu sein. Nicht könnte er schlafen, so müd er ist, bevor ihn sein See geschaukelt. Sie eilen hinaus, wo der freundliche Mond ihnen die Landschaft mit dem Glanz der Perle übergießt. Inmitten des See's aber zieht die blonde Minna die Ruder ein, und er beginnt auf seiner kleinen Fiedel die trautbekanntesten nationalen Weisen zu spielen, die den Weiden, so arm und einfältig sie sind, Thränen in die Augen locken — O Vaterland!

H.

Lieder.

Von Ludwig Pfau. *)

I.

O Möslein schön und jugendlich
Auf deinem Dornenreife!
Gleich einer Biene schwebt um dich
Mein Lied und flüstert leise:

Ich liebe dich mit Weh und Lust,
Du Blume meiner Schmerzen!
Die Rose trag' ich an der Brust,
Und ach! den Dorn im Herzen.

II.

Was einst mein Herz erquickte,
Der Himmel Stern an Stern,
Seit in dein Aug' ich blickte,
Wie laß' ich ihn so gern!
Nach einem Zauber heb' ich
Mein Aug', nach einer Zier —
Ach! alle Schönheit geb' ich
Um einen Blick von dir.

Was einst mein Leben schmückte,
Des Wissens goldner Kern,
Seit ich ans Herz dich drückte,
Wie miß' ich ihn so gern!
Nach einem Glücke streb' ich,
Nach einem Trostpanier —
Ach! alle Weisheit geb' ich
Um einen Kuß von dir.

III.

Armes Herz! nicht länger wähle
Zu der Asche der Gefühle;
Von der Flammen stolzem Prunkten
Blieben nur Erinnerungspunten.

Ach! wir mußten uns entfernen
Und allein zu leben lernen,
Lernen uns allein zu haben —
Lieben heißt sich nöthig haben.

Er soll Dein Herr sein!

Novelle von Villamaria.

(Fortsetzung.)

„Vor acht Tagen erst,“ entgegnete Ottmar, „und ich will nur so lange im Vaterlande weilen, bis ich über meine Zukunft entschieden habe, wozu mir voraussichtlich in nächster Zeit die Gelegenheit werden wird. Ich wollte die Zwischenzeit benutzen, die Bibliothek, die nach meines unvergeßlichen Lehrers letztem Willen in meinen Besitz übergehen sollte, durchzusehen und zu einer Uebersiedlung vorzubereiten.“

„So haben Sie nicht die Absicht, meines Vaters Wunsch zu erfüllen, indem Sie hier Ihre Wirksamkeit und Ihren Wohnsitz wählen?“

„Nein, Frau Gräfin,“ erwiderte Ottmar hastig, „wenigstens jetzt noch nicht — vielleicht später, und da sind wir nun wieder an dem Punkt, den ich, Ihrer vorherigen Weisung zufolge, nicht mehr berühren sollte. Lassen Sie mich aber noch Eines hinzufügen. — Es ist ein Vorschlag, eine Bitte, wenn Sie wollen. Lassen Sie mich hoffen, daß der Entschluß, Ihre

Jugendheimath für immer zu verlassen, nicht Ihr letzter war. Meine Ansicht steht fest: Nichts wird mich bewegen, Ihr Erbe als mein Eigenthum zu betrachten — weisen Sie das Ihre zurück, so geht es als herrenloses Eigenthum in die Hände des Fiskus über. Bevor Sie aber diese Alternative herbeiführen, bitte ich Sie, während Ihres Aufenthaltes in der hiesigen Gegend Ihren Wohnsitz in den alten, lieben Räumen zu nehmen. Wehren Sie hier nicht den Erinnerungen der Jugendzeit, ich hoffe, Sie werden wieder Macht gewinnen über Ihre Seele und das Besitztum der einzig rechtmäßigen Erbin erhalten.“

Die dunklen Schatten des Lindenganges nahmen jetzt die beiden Wanderer auf. Elifens Gesichtsausdruck war nicht mehr zu erkennen, aber ihre Stimme hatte den weichen Klang der alten Tage.

„Diesem Wunsche, den ich nie ausgesprochen haben würde, so tief ich ihn auch hegte, komme ich nur zu gern nach,“ sagte sie, „ich möchte gern einige Zeit in der alten Heimath bleiben, ehe ich nach Italien gehe, und es hätte mir sehr weh gethan, nicht unter dem väterlichen Dache weilen zu dürfen — aber ich nehme Ihre Gastfreundschaft nur unter einer Bedingung an: daß nämlich meine Anwesenheit im Hause Sie keinen Augenblick verhindert, Ihrer Thätigkeit in der Bibliothek obzuliegen.“

Sie hatten jetzt das Ende des Laubgangs erreicht und standen an dem blumenbesetzten, freien Platz, der die Rückseite der Villa begrenzte.

Um Ottmar's Lippen schwebte wieder das bittere Lächeln. „Ich darf dies um so eher versprechen,“ sagte er mit einem leisen Ton der Ironie, „als ich bestimmt behaupten darf, die Frau Gräfin nie durch meine Anwesenheit zu belästigen.“

Sie beugte sich nieder, ohne Etwas zu erwidern und löste die welken Blätter eines Rosenstrauches, dabei sah Ottmar zwei Trauringe an ihrer Linken funkeln — das stumme Zeichen ihres Wittwenstandes.

Er starrete wie abwesend auf die weiße Hand — dann sich gewaltsam ermannend, strich er über seine Stirn, als wolle er ein beängstigendes Traumbild bannen, zog den Hut und verneigte sich stumm vor der Gräfin, um in sein Hotel zurückzugehen.

Diese Nacht war qualvoll wie jene frühere, in der er seine ideale Liebe begraben mußte. Die Bilder jener Zeit, mit der er doch auf ewig abgeschlossen hatte, umdrängten seine Seele und strebten sie in den alten Zauberkreis zu ziehen.

Aber nein, nie, nie!

Er streckte in der Dunkelheit die Hände wie abwehrend aus. Lieben konnte er sie nimmer wieder — war sie auch eben noch so schön wie ehemals, und der Zauber ihres Wesens noch ebenso bestrickend — er konnte ihr nie verzeihen, daß sie um des höheren Ranges willen einen Mann gewählt, der weder ihre Liebe noch ihre Hochachtung besitzen konnte.

Dann dachte er der Schmerzenslinie um Mund und Augen, und sein Sinn ward weicher. „Sie hat gelitten — ob nun durch des Gatten Leben oder durch seinen Tod — wer kann es sagen? — Ihr Antlitz zeigt die Spuren tiefen Kammers; somit hat sie ihre Schuld gesühnt, und ich habe kein Recht, ihr ferner mehr zu zürnen — aber die Klust zwischen uns wird ewig unansfüllbar bleiben!“

Das war der Gedanke, mit dem er spät in der Nacht einschlief und mit welchem er am andern Morgen wieder erwachte. Er ließ ihm Kraft und Sicherheit und zeichnete ihm den Pfad, den er unbefangenen wandeln konnte, wenn ein Zusammentreffen mit der Gräfin unter dem Dache ihres Vaters nicht zu vermeiden wäre. —

Er hatte nun den ganzen Nachmittag in der Bibliothek gearbeitet, schon blickte die Abendsonne wieder in die hochgewölbten Räume, an deren Wänden ringsum in schöngezeichneten Schränken die auszerlesene Bibliothek sich befand.

Ottmar legte die Feder nieder und trat an das geöffnete Fenster, den Duft der blühenden Gesträuche einzuathmen.

Die Gräfin hatte er heute noch nicht gesehen, kein Laut hatte in all den Stunden die tiefe Stille des Hauses unterbrochen, nicht einmal den Fußtritt der Dienerschaft hatte er vernommen; jetzt spähte er scharf durch die Büsche des Rasenplatzes und die schattige Lindenallee hinab, durch welche die Abendsonne in goldenen Lichtern huschte — Alles war leer und still; keine Begegnung zu befürchten.

Mit einer einzigen elastischen Bewegung stand er jetzt draußen im Freien und schritt über den Rasenplatz dem dunklen Laubgang zu.

Nur einmal wollte er hier in alter werthgelebener Gewohnheit auf und nieder wandeln, ehe er zurückkehrte zu der Einsamkeit seines Hotels.

Er hatte die Bank erreicht, von der er gestern Ausschau gehalten nach der Terrasse und dem Gartenhaus und wollte sich eben umwenden, die Allee wieder hinabzuschreiten, als er das Rauschen eines seidnen Gewandes hörte und Elise mit ihrem anmuthig leichten Schritt die Terrasse herabsteigen sah.

Sie hatte ihn schon bemerkt, es war daher unmöglich, die Begegnung zu vermeiden; so ging er ihr zögernd einige Schritte entgegen, im Stillen die Idee seiner Abendpromenade bereuend.

„Kann darf ich hoffen, Frau Gräfin,“ sagte er, sie artig begrüßend, „daß Sie diese zweite Begegnung abermals auf Rechnung des Zufalls setzen werden, und dennoch ist es so. Der Schatten der Lindenallee hätte mich nicht verführt, wenn ich nicht durch Aug' und Ohr vorher aufs genaueste mich überzeugt zu haben glaubte, daß ich Ihren Weg nicht kreuzen, Sie nicht stören würde.“

Elise ließ ihre schönen Augen einen Augenblick in leiser Forschung auf ihm ruhen.

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ sagte sie dann zögernd, „ich nahm Ihre Gastfreundschaft an in der Hoffnung und nach Ihrem Versprechen, daß meine Anwesenheit Sie in keiner Weise behindere. Mühte ich fürchten, Sie würden in übergroßer Delicatesse den Garten nicht betreten, wenn Sie mich dort vermuteten, so bliebe mir Nichts übrig, als mich auf meine Zimmer zu beschränken — aber das wollten Sie sicher nicht!“

„Gewiß nicht, gewiß nicht!“ versicherte er, eifrig den Ausweg ergreifend, den ihre Rede ihm darbot, „ich wünschte nur mein Bedauern darüber auszudrücken, daß ich Sie, gnädigste Gräfin, vielleicht in der gewünschten Einsamkeit gestört.“

„Das thaten Sie nicht!“ sagte sie weich, „Sie forderten

gestern, daß ich den alten Erinnerungen nicht wehren möchte, und ich bin dieses Wortes eingedenk gewesen. Aus jedem Winkel des lieben Hauses sind sie hervorgekommen die trauten Gestalten und sind mir gefolgt auf Tritt und Schritt. Hier in der Lindenallee — wissen Sie noch, wie oft der gute Vater mit Ihnen und seinen übrigen jungen Freunden hier auf und ab geschritten, und gedenken Sie noch der genussreichen Stunden droben im Gartenhause und dann des Tagesschlusses drin in den Räumen der Villa? Wie oft hat mir der theure Vater gesagt, daß er Sie liebe wie sein eigenes Kind; er hat sich nach Ihnen gesehnt während Ihrer Abwesenheit und in seinem letzten Willen kund gethan, wie er zu Ihnen stand — können Sie da glauben, daß Ihre Anwesenheit mich stören könnte?“

Ottmar vermochte nicht zu antworten, überwältigt von Elifens Worten wie von dem bebenden Klang ihrer melodischen Stimme.

Wie sprach sie doch so ruhig und klar von der Vergangenheit, während sein Herz qualvoll dabei zuckte! — So hatte sie also nie gehaut, wie er sie geliebt, gar nicht gewußt, wie sie sich an ihm und seinem Glück verjündigt? — Dann freilich war sie schuldlos, wenigstens an diesem Leid, und er bot ihr still im Herzen seine Ungerechtigkeit ab, während er mit seiner Bewegung ringend stumm neben ihr hinschritt.

Sie hatten jetzt den Rasenplatz erreicht, nach welchem hinaus die Fenster des ihm so wohlbekannten, traulichen Theezimmers lagen.

Von dem Plafond hernieder schwebte noch die Hängelampe mit der purpurnen Krystallglocke, durch welche das Licht in rosenrothen Wellen über alle Gegenstände des Gemachs fluthete, und die Jose drinnen ordnete den Theetisch mit all dem zierlichen Geräth, dessen einzelne Stücke Ottmar noch so lebhaft in der Erinnerung waren.

Er blickte im Vorübergehen durch die Fenster nach Elifens früherem Divanplatz — richtig! links davon stand auf zierlichem Tischchen die silberne Theemaschine, die Flamme darunter züngelte wie ehemals blau und roth, und er meinte den singenden Ton des Kessels bis hierher zu vernehmen.

Elise trat zu den Rosenbäumen — hatte sie auch diese alte Gewohnheit treu bewahrt?

Er folgte gespannt ihrem Thun:

Sorgfältig wählte sie eine purpurne, sich eben entfaltende Knospe, dann eine weiße und darauf eine rosenrothe, umwand sie sorgsam mit einem Palm Bandgras und schritt dann langsam der Villa zu.

Ottmar ging jetzt an ihrer Seite, als wäre es nie anders gewesen; er dachte nicht daran, daß er sich gestern auf dieser Stelle verabschiedet, ihm war es bei dem Blick auf das erleuchtete Theezimmer und auf die Rosen in Elifens Hand, als wären die alten Zeiten wirklich wieder da, und die Jahre dazwischen seien nur ein böser Traum.

So traten sie mit einander in das Haus. Der Bedienter eilte herbei, die Thür zum Theezimmer zu öffnen, und Elise forderte mit einer anmuthigen Handbewegung ihren Begleiter zum Eintritt auf.

Er folgte wie träumend.

Das Kammermädchen knigte und beilte sich, einen Stuhl für Ottmar herbeizubringen.

„Nicht diesen!“ sagte die Gräfin rasch, „jenen kleinen Lehnstuhl dort!“ — es war sein ehemaliger Sitz.

Die Jose brachte den kleinen Sessel, und Ottmar rückte ihn genau an die Stelle, wo er sonst gestanden.

Als er sich schweigend darin niedergelassen, blickte er hinüber zum Divan: Die rechte Ecke war leer; der liebe Gast, der sie einst eingenommen, war geschieden auf Nimmerwiederkehr, aber vor seinem Platz lag das Rosensträußchen, wie es der Tochter Hand ehemals allabendlich dort niedergelegt.

Ottmar warf einen schnellen Blick hinüber nach Elise — sie sah ungewöhnlich bleich aus, die dunkle Wimper lag tief auf der Wange, und ihre weißen Hände zitterten merklich, als sie die zierlichen Tassen ordnete; dann aber erhob sie sich, mit der alten Anmuth ihr Geschäft am Theetisch zu versehen, und nach wenigen Minuten, in welchen Beide schweigend mit ihrer Erinnerung gekämpft, schien es, als wolle der alte Zauber dieser Stunden seine unterbrochene Herrschaft wieder beginnen.

Sie fragte nach seiner Reise, und ob die Fremde wirklich so zauberlich sei, als man sie sich daheim zu malen pflege, und er schilderte seine Erlebnisse mit einer Anschaulichkeit, die ihn selbst überraschte.

Hier beugten ihn nicht Rücksichten des Ceremoniels, die die wärmsten Empfindungen erst abkühlen, die kühlsten Gedanken erst couffähig machen mußten — vor dieser hochbegabten Frau mit dem philosophisch gebildeten Geiste durfte der Philosoph und Forscher als solcher sprechen, und das Leuchten ihres Auges kündete auch bei geschlossener Lippe das Verständniß ihrer Seele.

An diesem Abend erkannte er vielleicht zum ersten Mal, wie reich seine Erfahrungen geworden, wie weit gefördert ihn seine Forschungen hatten, und als er sich endlich von Elise verabschiedete, war es seinem edlen Herzen, als fände er sich tief in der Schuld der wunderbaren Frau.

Die Stunden in der Bibliothek gewannen nun einen geheimnißvollen Zauber, aber Ottmar versuchte nicht, ihn zu ergründen.

Wenn die Strahlen der Abendsonne die unschönen Formen des Sokrateskopfes auf seinem Schreibtisch zu verklären begannen, dann legte er die Feder nieder, ging hinaus in den Garten, und bald darauf wandelte er an Elifens Seite unter dem Schatten der Lindenbäume, bis der rothige Schein aus den Fenstern des Theezimmers auf den Rasenplatz fiel, den Beginn der Theestunde zu verkünden.

Müthaltlos gab sich Ottmar dann dem Zauber ihres Wesens hin, das ideale Schönheit und weibliche Anmuth mit der Tiefe und der Schärfe eines männlichen Geistes verband.

Es war der einzige Genuß dieser Tage — ein Genuß, der enden mußte, so wie die Entscheidung über seine Zukunft, der er täglich entgegen sah, an ihn herantrat, und darum wollte er keinen Tropfen des Zaubertrankes verlieren . . . sollte doch die Erinnerung daran für sein Leben anreichern.

Längst hatte er erkannt, daß die Grafentochter Elifens unbegreifliche Wahl nicht veranlaßt; — wohl war es ein bitterer Gedanke, daß Erststein, der außer jugendlicher Schönheit und ritterlicher Haltung nichts Anziehendes besaß, Elifens Liebe errungen haben sollte, aber dennoch dünkte ihm eine solche Verirrung des Herzens verzeihlicher, als jene anderen Gründe — mit dieser Erkenntniß aber war die Klust zwischen

*) Anm. der Red. Von den „Gedichten“ unseres illustren Mitarbeiters, des Herrn Dr. Ludwig Pfau bereitet die Verlagsbuchhandlung gegenwärtig die dritte Auflage vor. Wir entnehmen daraus mit des Autors Erlaubniß die obigen, bisher noch nicht gedruckten liebenswürdigen Strophen.

ihm und seinem Ideale ausgefüllt, und er stellte es von neuem auf in dem Heiligthum seines Herzens.

Aber die Gefahr? — Nein, Gefahr war nicht dabei! Wohl begegnete sie ihm mit einer bezaubernden Unbefangtheit, mit einem rüchhaltlosen, an Hingebung grenzenden Vertrauen, aber sein Herz klopfte dabei fast schmerzhaft, denn es zeigte seinem forschenden Auge deutlich die unübersteigbare Grenze, die ihre stille, ruhige Hochachtung von seiner heißen Liebe schied.

Verrathen aber wollte er sich nimmer, nimmer — jetzt empfand er mit einer Art bitterer Befriedigung, daß sie seines Herzens Geheimniß nicht errathen, und er gab sich selbst das Wort, es ferner treu zu bewahren, selbst unter dem Leid des Scheidens — und nun war es da!

Verhängnißvoll lag es vor ihm in den beiden Zuschriften, die er an diesem Nachmittag auf seinem Schreibtisch gefunden und entfaltet hatte — verhängnißvoller noch, als er geahnt.

Hier berief ihn der Senat der Universität auf den erledigten Lehrstuhl seines alten Meisters, „sowohl in Erwägung seiner ausgezeichneten Befähigung und Verdienste — wie die schwebende Herz Einsprache that, wollte er sich entscheiden — mit hastiger Hand schrieb er die Ablehnung nieder.

Und nun zu dem zweiten Schreiben: Ein tiefer Seufzer und dann das alte, bittere Lächeln — bitterer, als je, weil es seit Wochen schon verdrängt worden — träufelte Ottmar's Lippen.

Es war eine Berufung an die Spitze einer jener wissenschaftlichen Expeditionen nach dem hohen Norden, die zugleich den Zweck hatten, der Spur des kühnen, aber unglücklichen Lord Franklin nachzuforschen.

„Dort ist mein Weg!“ jagte er leise, „es thut mir die Kälte noth; sie erfrischt mein Herz, das matt zu werden beginnt unter der Qual seiner hoffnungslosen Wünsche. — Nach Norden also!“ — Und wieder flog die Feder über das Papier, sein Schicksal zu besiegeln.

Dann schrieb er die Urkunde nieder, welche die Villa wieder in die Hand der Gräfin Erstein zurückgab, denn er hatte nach nochmaligem, vergeblichem Versuch bei Elisen die Erbschaft angetreten, aber nur, um sie ihr auf diese Weise zu erhalten — und nachdem er somit Alles geordnet, verließ er das Bibliothekszimmer und begab sich hinaus in den Garten, zum letzten Mal mit Elisen in dem Lindengange auf und ab zu wandeln.

Sie sah trotz der Dämmerung des Laubgangs den Schatzen über seinen Augen und forschte verstohlen in seinen Zügen, aber er strengte sich an, in Wort und Stimme die alte Ruhe zu bewahren, und so fragte sie nicht.

Nun saßen sie wieder beisammen im Theezimmer; Ottmar's Auge glitt liebevoll über jedes Geräth und nahm stummen Abschied von der leeren Divanecke und dem frischen Rosenkränzchen davor — dann aber ruhte sein Blick auf Elisen's Antlitze, das vom Schein der Purpurampel rosig überglänzt war.

Wie war sie ihm so bezaubernd erschienen, nie hatte ihr Auge so seelenvoll geleuchtet, noch war der Klang ihrer Stimme so bebend zu seinem Herzen gedrungen — er mühte sich mit männlicher Kraft, die alte Haltung zu bewahren, damit der Moment des Scheidens, der näher und näher rückte, ihn nicht übermanne, aber es dünkte ihm schwerer von Minute zu Minute.

Nun war die Stunde da. Er erhob sich und trat Elisen einen Schritt näher, während seine Linke auf der Lehne seines Sessels ruhte. Sie zitterte, so fest sie auch den geschützten Ritterhelm zu umspannen strebte — aber Das war auch das einzige Zeichen seiner Schwäche.

„Gute Nacht, Frau Gräfin, und zugleich leben Sie wohl!“ — er sprach hastig, um dem Beben seiner Stimme zuvorzukommen.

Sie schaute zu ihm auf in stummer Frage, und er fühlte, daß er ihr eine Erklärung schulde.

„Die Entscheidung ist gekommen,“ sagte er endlich mit leiser, aber noch immer fest beherrschter Stimme, „man hat mich zur Begleitung der neuen Nordpol-Expedition bestimmt.“ Sie erlebte langsam, dann versuchte sie zu reden, aber Ottmar vernahm keinen Laut. — So standen sie sich eine Minute stumm gegenüber; endlich fand sie ihre Selbstbeherrschung wieder.

„Ich glaubte gehört zu haben,“ sagte sie zögernd, „der Senat der hiesigen Universität habe Ihnen den Lehrstuhl meines seligen Vaters angetragen ...“

„Dem ist in Wahrheit so, Frau Gräfin,“ erwiderte er stehend, „aber ich habe diese ehrenvolle Berufung abgelehnt.“

„Aber warum?“ Sie heftete ihre wundervollen Augen mit einem Ausdruck so schmerzlicher Angst auf Ottmar, daß seine Kraft zu wanken begann.

„Warum?“ wiederholte er mit Anstrengung, seine Augen abwendend, „weil es mich hier nicht länger leidet, weil ich fort muß — fort!“

Er machte eine Bewegung, als müsse er jetzt gehen, da fühlte er leise ihre Hand seine zuckende Rechte fassen; er wagte nicht aufzusehen — der erste Blick, das erste Wort jetzt mußte ihn verrathen, und doch hatte er nicht die Kraft, diese weiche Hand abzustreifen, die allein ihn an diese Stelle baunte.

„Und warum?“ fragte sie noch einmal, und es klang, als kämpfte sie mit ihren Thränen.

Er mußte sie jetzt ansehen, und wenn dieser Blick ihm auch sein Geheimniß kosten sollte. Langsam hob er seine Augen, fast schwankend irrten sie über ihr schönes Antlitze. Sie hatte das Haupt ein wenig zurückgeneigt und schaute zu ihm auf; das rosig Licht flutete über ihre idealen Züge, und aus den zaubersönen Augen brach ein Strahl, wie ihn Ottmar noch nie darin gesehen.

Bewegung streifte er die zarte Hand ab, um seine Lippen kreiste das alte, böse Lächeln, und seine Stimme klang rau:

„Warum ich fort will, Frau Gräfin? — Weil ich die Hälfte meines Lebens an eine wahnsinnige Liebe verloren — wahnsinnig, weil sie hoffnungslos war, und weil ich den Rest der Kraft, die mir geliebt, nutzen will, für die zweite Hälfte die Ruhe und Klarheit wieder zu gewinnen, aus der allein jene nützliche Thätigkeit spritzt, die mir das verlagte Glück ersetzen soll. Ich hoffe Ihre Achtung als werthvollste Erinnerung mit mir zu nehmen — die Schwäche dieses Augenblicks bringt mich vielleicht darum, aber Sie fragten und ich antwortete der Wahrheit gemäß. — Leben Sie wohl und wenn Sie je ein Gefühl der Freundschaft für mich hegen, so beweisen Sie es dadurch, daß Sie meine Worte vergessen!“

Er wollte sich umwenden, den Bann zu brechen, der ihn wider Willen und Vorsatz gehalten, aber die schöne, weiche Hand kam noch einmal und umschloß vor neuem seine Rechte so fest und warm, daß er sie nicht mehr abzustreifen vermochte, selbst wenn er es versucht hätte — aber er versuchte es nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Friesen.

Eine historische Erinnerung aus dem Befreiungskrieg, von Max Ring.

(Mit Illustrationen von Karl Reclin jun.)

(Schluß.)

III.

Sechs Monate waren seitdem vergangen, hinreichend, um den Namen der Lützower unsterblich zu machen. Mit fröhlichem Horngeklammer und Liebesfang zogen „die schwarzen Gesellen“ gegen den Feind, und selbst die Tücke Napoleon's, der die ihm verhasste Schaar während des Waffenstillstandes hinterlistig überfallen ließ, trug nur zur Verherrlichung der muthigen Freiheitskämpfer bei.

Durch ein Wunder war Friesen, der an Lützow's Seite kämpfte, bei diesem schändlichen Ueberfall dem sicheren Tode entgangen, während Körner, schwer verwundet, längere Zeit vermisst wurde, bis er endlich den besorgten Freund durch seine glückliche Rückkehr überraschte. Bald ging es wieder ins Feld; die Reste der Lützow'schen Freischaar vereinigten sich unter dem Oberbefehl des Generals von Wallmoden mit der hanseatischen Legion und den englischen Hilfstruppen, welche auf dem rechten Elbufer in der Nähe von Hamburg dem Davoust'schen Corps gegenüberstanden.

An einem herrlichen Augustmorgen ruhte das kriegerische Dioskurenpaar in der Nähe eines schattigen Gehölzes an der Mecklenburgischen Grenze. Im hellen Sonnenschein glänzten die Waffen der Reiter, die Pferde wieberten vor Lust, und rings in bunten malerischen Gruppen lagerten die Waffenbrüder. Von der Poesie des Kampfes begeistert, hatte Theodor vor kurzem ein neues Gedicht mit Bleistift in seine Briefstafche geschrieben, das er jetzt dem gleichgestimmten Friesen mittheilte. Es war das berühmte „Schwertlied“, der Schwannengefang des scheidenden Dichters.

In diesen poetischen Gemüthen wurden die Freunde durch die Meldung des Wachtpostens unterbrochen, der die Ankunft eines feindlichen Transports unter dem Schutze einer starken Infanterieabtheilung signalisirte.

„Aufpassen!“ commandirte Major Lützow.

Im nächsten Augenblick stürzten die tapferen Krieger auf die überraschte Colonne, die theils die Flucht ergriff, theils sich in die Gräben und den nahen Wald warf, von dem aus die feindlichen Tirailleurs ein wirksames Feuer unterhielten, wobei sie die auch in dem letzten Kriege von den Franzosen vielfach gebrauchte List anwendeten, daß sie scheinbar um Pardon baten und dann ihre Gewehre in unmittelbarer Nähe auf die vertrauenden Gegner abfeuerten.

„Die Hallunken!“ rief Körner empört. „Wer ein braver Kamerad ist, der folge mir nach!“

Die Nächsten, vor Allen Friesen, bedurften einer solchen Aufforderung nicht und stürzten auf den Feind los, obgleich der alte Fischer vergeblich abmahnte und nach seiner groben Art über „die verwünschten Grünhübel“ fluchte und wetterte, die durchaus nicht hören wollten.

Selbst als er zum Appell blasen ließ, um die jungen Hitzköpfe von ihrem gefährlichen, nutzlosen Unternehmen abzubringen, führte sie ihr kriegerischer Eifer nur noch immer weiter. Allen voran Friesen und Körner, der auf seinem hellen Schimmel gleich einem jugendlichen Schlachtengott hinsprengte, während er leise das eben erst vollendete Gedicht vor sich hinsang:

„Du Schwert an meiner Linken, Was soll Dein heitres Winken? Schaust mich so freudlich an, Gab' meine Freunde dran. Hurrah!“

„Hurrah!“ riefen ihm die tapferen Kameraden nach und ließen ihre Schwerter klirrend auf die Feinde niedersausen.

Da fiel aus dem nahen Wald ein Schuß; die Kugel traf das edelste Herz, das je für Freiheit und Vaterland geschlagen. Körner sank zu Tode verwundet von seinem Roß. Noch einmal schlug er die dunkeln, seelenvollen Augen auf.

„Es wird wohl nichts zu bedeuten haben,“ flüsterte er lächelnd im Sterben.

Seit dem Tode des Freundes versiel Friesen in eine düstere Schwermuth, aus der ihn der treue Vietinghoff, der jetzt seine Liebe nur noch verdoppelte, vergebens zu entreißen suchte. Ein tiefer Schmerz nagte an seinem Herzen, der Schmerz einer hoffnungslosen Liebe, gegen die er mit aller Kraft gekämpft und gerungen, so daß er die einzige Rettung aus diesem Zwiespalt nur noch im Tode erblickte.

„Sprich!“ sagte eines Tages der jüngere Freund besorgt. „Was fehlt Dir? Ich finde Dich seit Wochen verändert und tief verstimmt, obgleich Du nach meiner Meinung allen Grund hast, mit Deinem Schicksal zufrieden zu sein. Ist doch Dein sehnsüchtiger Wunsch erfüllt: unser Vaterland befreit, Körner gerächt, und der Feind vernichtet.“

„Und doch leide ich unaussprechlich,“ seufzte Friesen in träumerischer Selbstvergessenheit. „Warum hat mich nicht die

Kugel getroffen, die meinen Theodor getödtet? Ich beneide den gefallenen Freund.“

„Du bist leidend, krank.“

„Krank, wahnsinnig,“ murmelte er finster, „das ist das rechte Wort. Diese Liebe ist ein Wahnsinn, schlimmer, als das — ein Verbrechen.“

„Wie,“ fragte Vietinghoff überrascht, „Du liebst —“

„Das Weib eines Andern, meines Freundes, meines edlen Beschützers,“ versetzte Friesen, unwillkürlich von seiner Verzweiflung überwältigt.

Es herrschte eine tiefe Stille, die keiner von Beiden zu unterbrechen wagte.

„Nun weißt Du Alles,“ fügte Friesen nach einer schmerzlichen Pause hinzu. „Nur der Tod kann meine Leiden enden, mich vor mir selbst retten. Er schreckt mich nicht, und mit Freuden grüße ich ihn als den Erlöser aus aller Qual und Noth.“

„Nein, nein!“ versetzte der Freund tief bewegt. „Du darfst nicht sterben.“

„Noch sind alle meine Ahnungen stets in Erfüllung gegangen,“ fuhr Friesen im ruhigen Ton fort. „Ich habe lang genug gelebt, um das Schönste und Herrlichste zu sehen: die Freiheit des Vaterlandes, die Begeisterung meines Volkes, den Sieg der gerechten Sache. War es mir nicht vergönnt, die edelsten Männer Waffenbrüder und Freunde zu nennen, in dem vollendetsten Weibe das Bild der neu erwachten Freiheit anzubeten? Was vermag mir das Leben mehr zu bieten? Der Rest würde doch nur Täuschung, Zerstörung meiner Ideale sein. Darum ist der Tod mir willkommen. Nur ein Gedanke bekümmert mich.“

„Sag,“ erwiderte der treue Vietinghoff, „was Dich bedrückt.“

„Der Gedanke, in fremder Erde einst zu ruhen, ist mir fürchterlich, fern von meinen Lieben, von unserm Vaterland. Darum schwöre mir, daß Du meinen Leichnam in die Heimath zurückbringen willst.“

„Laß doch die thörichten Gedanken!“ mahnte der Freund.

„Schwöre mir,“ bat Friesen dringender, „bei Deiner Ehre!“

„Bei Allem, was mir heilig ist, ich werde thun, wie Du von mir verlangst. Hier, meine Hand zum Unterpfand!“

IV.

Einige Wochen nach dieser Unterredung rückte das siegreiche Heer der Verbündeten in das geschlagene Frankreich ein. Napoleon wehrte sich wie ein Verzweifelter, und sein Genie entdeckte in der Gefahr neue ungeahnte Hilfsquellen. Auch er rief die bisher von ihm verachtete Volkskraft zum Kampf auf. Eine Art Guerillakrieg drohte besonders in den gebirgigen Gegenden Frankreichs die von dem Kaiser einzeln angegriffenen Heerhaufen abzuschneiden und zu vernichten.

Friesen befand sich damals bei der preussischen Arrièregarde, als dieselbe bei Rethel in den Pässen der Ardennen von allen Seiten bedrängt und auseinander gesprengt wurde. Getrennt von seinem Corps und des Weges unkundig, irrte er allein auf einsamen Gebirgspfaden, indem er, erschöpft von der Anstrengung des Tages, sein verwundetes Pferd am Bügel führte. Schon glaubte er sich geborgen, als ihn der dicke Wald von Huillons in seinen Schatten aufnahm. Bald jedoch tauchten zwischen den Bäumen allerlei verdächtige Gestalten auf, wüste Männer in Mäusen und Jacken, mit alten Lanzten, Säbeln, Hengabeln und Dreiflügeln, Einzelne selbst mit Jagdflinten bewaffnet.

An ihrer Spitze schritt ein wilder Gesell mit wirren Haaren, langem weißen Bart und unheimlich funkelnden Augen, in einer abgetragenen, verschossenen Uniform, eine rothe Schärpe um den Leib geschlungen, worin zwei große Pistolen steckten. In dem gemeinen, von Blatternarben zerfissenen Gesicht verrieth sich der Fanatismus des alten Sansculotten, verbunden mit der militärischen Brutalität des ersten Kaiserreichs.

„Halt!“ rief der Führer dieses Haufens dem unerschrockenen Friesen entgegen. „Ihr seid mein Gefangener.“

„Zurück!“ donnerte der muthige Krieger dem Nächsten zu.

Hoch aufgerichtet, mit vorgestreckter Waffe und glühendem Antlitze stand Friesen wie ein leuchtender Cherub, von höllischen Geistern umringt, inmitten der mordgierigen Rotte, die sich trotz ihrer Rohheit nicht dem Zauber seiner Erscheinung zu erwehren vermochte. Bald aber schien sich der wilde Haufe seiner Menschlichkeit zu schämen. Auf ein Zeichen des wüsten Führers stürzten die Mordgesellen auf Friesen los; ein Kolbenstoß traf seine tapfere Brust, ein Schlag mit der Art die schöne, edle Stirn. Der Anblick des strömenden Blutes entzündete nur noch mehr den wilden Haß und die Mordgier der entmenschten Meute. Mit der Kraft der Verzweiflung kämpfte Friesen noch immer für sein Leben, da drückte ein Schäfer Namens Brodio von der Ferme Ruejeux in Grandchamp aus feigem Hinterhalt seine Flinte auf den Helden ab, der tödtlich getroffen auf den grünen Rasen sank.

In derselben Nacht des 15. März 1814 war es Elisen in der fernern Heimath, als träte Friesen vor ihr Bett und zeige ihr eine tiefe Wunde, die er erhalten. Bewegt und erschrocken rief sie ihre Dienerin herbei, ob sie die blutige Gestalt nicht dort stehen sehe; diese sah jedoch Nichts. Fünf Tage später, an ihrem Hochzeitstage, erfuhr Frau von Lützow, daß Friesen damals gerade, als sie geglaubt hatte, ihn zu sehen, gefallen war.

In einem kleinen Notizbuch, das man nach ihrem Tode fand, merkte sie das schmerzliche Ereigniß mit folgenden Worten an: „Der erste und beste Mann, Deutschlands Stolz und das höchste Glück seiner Freunde verlor auf die schrecklichste Weise sein Leben.“

Erst einen Monat später erhielt der treue Vietinghoff die Nachricht von dem Tode Friesen's durch den Lieutenant Wilhelm von Lützow während des Marsches gegen den Feind.

„Und wo liegt er begraben?“ fragte er, eingedenk seines feierlichen Schwures.

„Ich weiß es nicht genau,“ lautete die Antwort. „Doch wurde mir die Gegend zwischen Rethel und Metziers in den Ardennen genannt.“

„Dank, besten Dank!“

Das Commando ertönte, ein flüchtiger Gruß, und Beide zogen weiter, der eisernen Disciplin gehorchend, so sehr es

*) Historisch beglaubigt.

auch den Freund drängte, Näheres über Friesen's Schicksal und sein Grab zu erfahren. Mitten im Schlachtgetümmel, in den Jubel über die Einnahme von Paris verfolgte ihn die blutige Gestalt und schien ihn an sein Wort zu mahnen, aber die folgenden Ereignisse, die Rückkehr Napoleon's von Elba, die Schlacht bei Waterloo und der neue Marsch auf Frankreich's Hauptstadt hinderten ihn, das gegebene Versprechen zu erfüllen.

Zwei Jahre waren seitdem dahingeschwunden, und noch immer ruhte die Leiche Friesen's in fremder Erde, bis sein ruheloser Geist dem zögernden Freunde aus dem Grabe eine Botschaft sandte. Eines Tages, als er wieder des Gefallenen und seiner Pflicht schmerzlich gedachte, erschien der ihm bekannte Unteroffizier Donner mit einer Meldung. Zugleich übergab er ihm ein Päckchen, in dem Vietinghoff auf den ersten Blick das alte Corpssiegel der Litkower erkannte, das Friesen als Adjutant stets mit sich geführt hatte.

Auf Befragen erzählte der Unteroffizier, daß er das abgelieferte Siegel von seinem französischen Hauswirth mit der Bemerkung erhalten habe, daß dasselbe bei einem vor zwei Jahren getödteten, in La Lobbe begrabenen preußischen Offizier gefunden worden sei. Sogleich begab sich Vietinghoff in Begleitung des ihm befreundeten Hauptmanns Meißner nach dem bezeichneten Dorf, von banger Hoffnung erfüllt. Der gefällige Maire Deshou ertheilte ihm die gewünschte Auskunft über die näheren Umstände und zugleich die Erlaubniß, das noch wohl erhaltene Grab zu öffnen.

Es war ein erschütterndes Wiedersehen nach langer Trennung. In dem offenen Sarg lag verwest die herrliche Gestalt, mit gespenstisch leeren Augenhöhlen und inöthernen Lippen, die einst süß gelächelt. In dieser Veränderung war es nicht möglich, den Freund wieder zu erkennen. Erst als er den Schädel genau betastete und die alte Stirnnahe wiederfand, welche der achtjährige Knabe durch den Steinwurf eines Gespielen oberhalb des Auges erhalten hatte, schwanden seine Zweifel. Auch die Zahnlücke fehlte nicht, verursacht durch das Zerpringen der Hiebertlinge seines Gegners auf dem Fectboden, und zwischen den Knochen der Hand lag verrostet der eiserne Ring, das Andenken Elisen's.

Jetzt erst beugte sich Vietinghoff über die heilige Nette, und seine Thränen mischten sich mit der Asche des todtten Freundes. Sorgfältig sammelte er die Gebeine und legte sie in eine schmale, längliche Holzkröte, die ihn nicht mehr verließ und neben seinem Lager stand, bis der Augenblick kam, sie in heimischer Erde zu bestatten.

V.

Am 15. März des Jahres 1843 versammelten sich in der Begräbnißhalle des Invalidenhaujes zu Berlin eine Anzahl von würdigen Männern und Frauen zu einer wunderbaren Leichenfeier, wie sie vorher nie stattgefunden. Fast dreißig Jahre lang war die Leiche des Todten umhergewandert, ohne Ruhe zu finden, bis endlich König Friedrich Wilhelm der Vierte die Beerdigung auf dem Invaliden-Kirchhof zu Berlin gestattete.

Kein naher Verwandter war zugegen; sie waren Alle in der langen Zeit gestorben. Auch die Freunde des Todten waren entweder dahingegangen oder aus blühenden Jünglingen Greise mit weißen Haaren geworden. Von den „schwarzen, verwegenen Geiellen“ war nur noch ein kleines Häuflein übrig, darunter der alte Geheimrath Peter Beuth, der Turnmeister Eiselen, der gelehrte Director August, die Professoren Vellermann und Zeune, vor Allen aber der treue, ritterliche Vietinghoff. Dazu kamen noch die sämmtlichen Offiziere des Invalidencorps, an ihrer Spitze der Generalmajor von Held, in Paradeuniform.

Begleitet von der Tochter des letzteren trat jetzt eine edle Frau in schwarzem Trauerkleide an den Sarg, den sie mit frischen Blumen und Kränzen schmückte. Es war Elise, deren bleiches Gesicht eine tiefe Trauer verrieth. Die Zeit war nicht spurlos an der feinen, zarten Erscheinung vorübergegangen; das Leben hatte ihr manche schwere Prüfung aufgelegt, manche bittere Täuschung bereitet, aber trotz-

dem zeigten ihre interessanten Züge jene ewige Schönheit und Jugend des Geistes und des Herzens, die selbst das Leid nur zu verklären, aber nicht zu zerstören vermag. Noch immer leuchtete das blaue Auge so seelenvoll wie früher, noch immer schwebte um den feinen Mund jene Milde und Anmuth, die den Todten einst bezaubert hatte.

Wohl hatte sie Friesen's Liebe geahnt, aber sie hatte dem Gatten, der weder ihre Treue, noch ihre Tugenden zu schätzen wußte, die innigste Neigung bis zu dem Augenblick

wöhnliche Feier, die kaum in Jahrhunderten, ja in Jahrtausenden wiederkehrt; wir bestatten die Gebeine eines längst Verblühten, Erde von Erde, Staub zu Staub.

„Zwar haben wir noch in diesen Tagen von einer fernen Felsen-Insel im Weltmeer die Gebeine eines Mannes zurückkehren sehen, der mit eiserner Stirn sein Schwert in die Wage des Völkerrechts warf, der ein heller Lichtpunkt für Frankreich, aber ein tiefer Schatten für die übrige Welt war. Doch wie verschieden sind die Beweggründe der Ueberführung dieser Gebeine! Wie es bei jenem Schreckensmanne Eitelkeit und Ruhmsucht war, welche des großen Feldherrn Gebeine inmitten seiner verstümmelten Krieger bestatten wollte, so war es bei unserem geschiedenen Freunde Liebe und Treue, christliche Liebe und deutsche Treue, welche aus feindlicher Erde seine Gebeine sammelte und über ein Vierteljahrhundert als treue Gefährten mit sich führte, bis sie in heimischen Boden verpflanzt werden konnten.

„Wie einst bei deutschen Kaiser-Krönungen laut ausgerufen wurde: „Ist kein Dalberg da?“ so soll man künftig, wenn Freunde im Kampf auf feindlichem Boden fallen, ausrufen: „Ist kein Vietinghoff da?“ — Als vor dreitausend Jahren Thejus auf entfernter Insel auch durch Hinterlist sein Leben endete, so befahl nach achthundert Jahren das Orakel, nachdem er auf marathonischem Schlachtfelde in eherner Rüstung mitgeschossen, daß seine Gebeine nach Athen zurückgebracht würden, und Simon erfüllte diesen Befehl des Orakels und des Vaterlandes. Auch zu unserem Freunde sprach ein Orakel, doch kein lautes durch Priesters Mund, sondern ein stilles in des Herzens Heiligthum.“

Noch manches schöne und erhebende Wort sprach der alte Waffenbruder zu Ehren des Dahingegangenen, dem der Dichter Ernst Moriz Arndt das herrlichste Dentmal in seiner „Mlage“ setzte:

„Wohl Viele sind gepriesen
Im großen deutschen Land,
Doch dich, mein frommer Friesen,
Hat Gott allein gekannt —
Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend so lieblich verschloß,
Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
Ist jeglichem Lob zu groß.“

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitsstrahl —
Mit fühnem und stolzem Sinne
Hast du nach Freiheit gekämpft,
Das Vaterland war deine Minne,
Es war die Geliebte und Braut.

Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut ist verworren
Für die viel edle Maid —
In Wälschland von grimmen Bauern
Empfängt du den tödtlichen Streich,
Drob müssen die Jungfrau'n trauern,
Die Blume der Schönheit ist bleich.“



„Halt!“ rief der Führer dieses Hauses dem unerschrockenen Friesen entgegen. „Ihr seid mein Gefangener.“

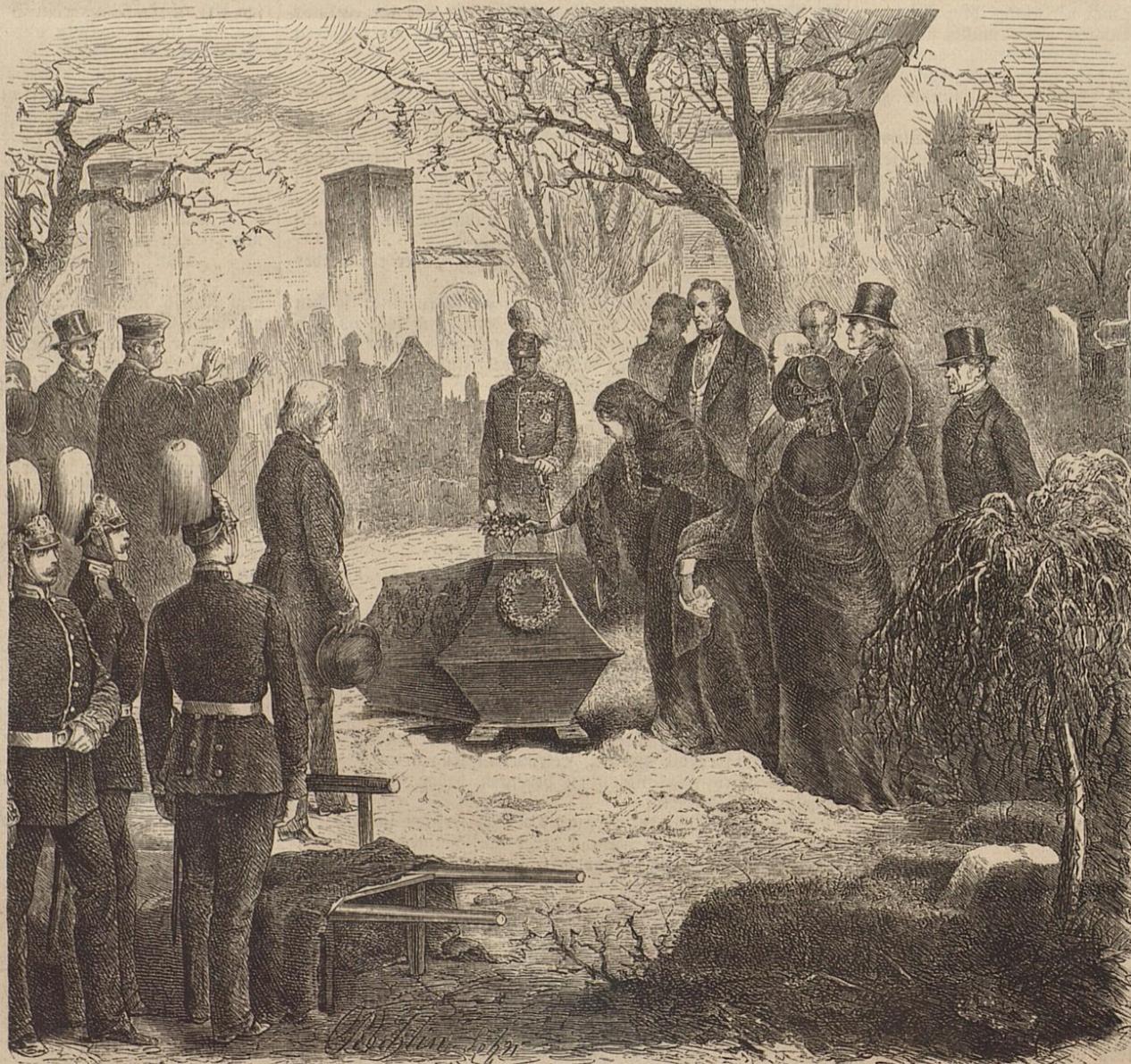
bewahrt, wo er selbst eigenwillig das heilige Bend zerriß. Von solchen Erinnerungen erfüllt, ließ sie ihre heißen Thränen auf den Sarg fallen, das schönste Todtenopfer für den unglücklichen Freund.

Jetzt wurde der Sarg geschlossen und von sechzehn Unteroffizieren zur Gruft getragen. An dem Grabe sprach der Geistliche den Segen, worauf Professor Zeune folgende Worte an die Anwesenden richtete: „Wir begehen heute eine unge-

Draußen aber auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin ruht jetzt der treue Friesen, der Schönste und Edelste unter den Gefallenen, in seinem stillen Grabe, in heimischer Erde, wo er nach seinem Wunsch endlich bestattet ward. Ein schwarzes Kreuz von Eisen, von zwei grünen Lebensbäumen bechattet, bezeichnet die Stätte des tapfern Freiheitskämpfers.

Auch die edle Frau, die er einst geliebt und gleich einer Heiligen verehrt, lebt nicht mehr; sie starb am 20. März 1855, an ihrem Hochzeitstage, wo sie vor langen Jahren die Nachricht von Friesen's Tod erhielt. Das Auge der Sterbenden war auf das Bild des ihr vorangegangenen Freundes gerichtet, das über ihrem Schreibtisch hing. An ihrer Hand trug sie den eisernen Ring, den ihr der treue Vietinghoff aus Frankreich zurückgebracht hatte.

Einer jüngeren Freundin, der wir diese Mittheilungen verdanken, sagte sie kurz vor ihrem Scheiden: „So rein und edel wie Friesen war kein Mann auf Erden, und Keiner hat mich so geliebt wie er. Er war, wie ich jetzt glaube, kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Geist, der verkörperte Genius jener großen Zeit, die mit ihm zu Grabe getragen wurde.“



„Wir bestatten die Gebeine eines längst Verblühten, Erde von Erde, Staub zu Staub.“

*) Historisch, wie alles Folgende.

Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

X.

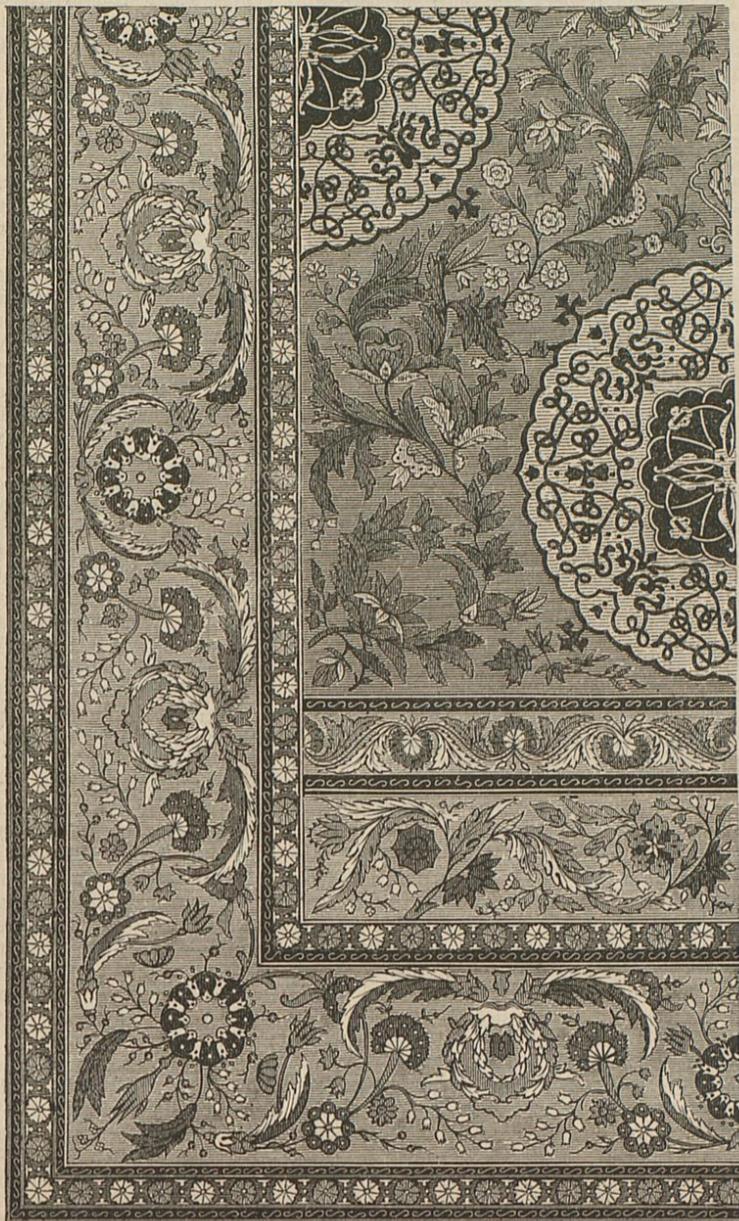
Gerade diejenige Stoffgattung, welche ohne Zweifel dem größern Theil unseres Publicums am meisten am Herzen liegt, nämlich der Kleidungsstoff, kann in unsern Darstellungen am wenigsten Berücksichtigung finden, da dieser von allen Textilien die geringste ästhetische Selbstständigkeit besitzt und der kunstgewerblichen Abbildung nur spärliches Material bietet. Es steht mit dem weiblichen Kleide wie mit dem Weibe selber: je weniger es Stoff zur Besprechung liefert, desto besser. Aber unsere schönen Leserinnen sollen deshalb nicht ganz in ihren gerechten Erwartungen getäuscht werden; denn abgesehen von einigen Zengen aus Java und Sumatra, welche eine spätere Nummer bringen wird, gibt es, auch ohne Illustration, zwischen Tapete und Teppich etwas Raum zu einer kleinen Excursion in den Kleiderladen.

Schon in unserer Einleitung haben wir uns, was die menschliche Kleidung betrifft, gegen die glänzenden, ganzen die Primitivfarben, und zu Gunsten der gebrochenen, gemischten, der Collectivfarben, ausgesprochen. Wir haben damit nicht Jedermann zu Gefallen geredet, und selbst Leute von Fach, Kunstgewerbler und Aesthetiker, zeigen sich dieser Meinung abgeneigt. Aber es geht damit wie mit allen Wahrheiten, die einem langgehegten Irrthum plötzlich in die Quere kommen: sie widersprechen zu sehr unsern bisherigen Ansichten, als daß wir sie nicht beim ersten Anlauf verwerfen sollten. Namentlich gilt dies von denjenigen Ueberzeugungen, welche sich nicht in der Studirstube und aus Büchern gewinnen lassen, sondern der lebendigen Anschauung und

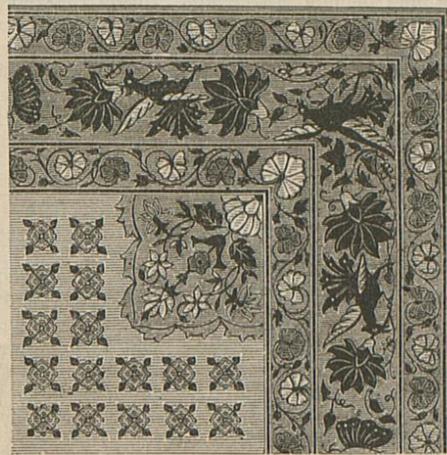
einer reichen mit Bewußtsein und Absicht benutzten Erfahrung bedürfen, um sich zu bilden. Ganz besonders aber ist dies bei solchen Fragen der Fall, für deren richtige Beurtheilung auch das eingehendste Studium nicht ausreicht, wenn nicht gewisse Naturanlagen zu Hilfe kommen; und Farbensinn besitzt manche sonst begabte Organisation nur eben so viel, um endlich zum Sehen gelangen zu können, wenn alle Welt sieht.

Es ist mit dem Auge wie mit dem Ohr: wie es Leute ohne musikalisches Gehör gibt, so gibt es Leute ohne picturales Gesicht; und auch da, wo die Fähigkeit vorhanden ist, bedarf sie, hier wie dort, einer längeren Uebung zu ihrer Entwicklung. Nach etlichen Jahren, wenn die hier vertretene Idee zum Gemeinplatz geworden ist, dann werden die Herren, die jetzt die Nase rümpfen, ganz ruhig den höheren ästhetischen Werth der Collectivfarbe predigen, als ob sich das von selbst verstände, und sie nie etwas Anderes gedacht hätten. Sie werden sich dann freilich hüten, diejenigen in Erinnerung zu bringen, die ihnen vor Zeiten den Staar zu stechen suchten; aber dazu werden ja die Ideen ausgegeben, um Gemeingut zu werden.

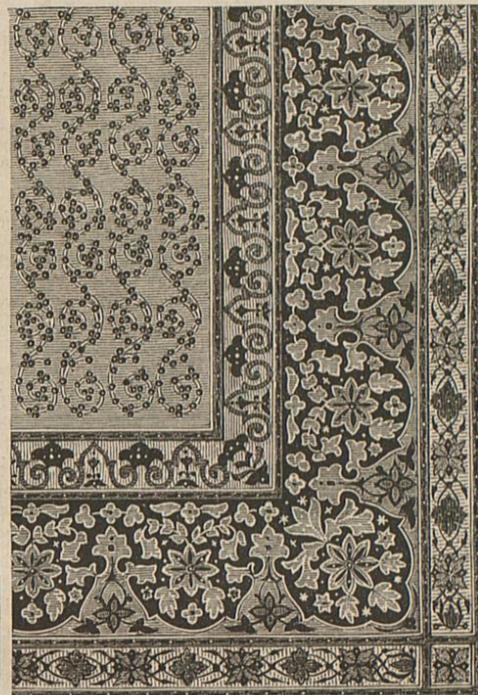
Da das Gesetz der Schönheit, trotz einer unendlichen Vielfältigkeit der Erscheinung, in allen Dingen dasselbe bleibt, so wollen wir vorerst einen flüchtigen Blick in die Werkstätten der Natur und der Kunst werfen, wo offenbar die beste Belehrung zu holen ist. Was die Natur betrifft, so werden wir sogleich gewahr, daß sie in Verwendung der Prachtfarben äußerst sparsam zu Werke geht. Ihre üppigsten Farbenorgien — Abendroth, Regenbogen, Nordlicht etc. — feiert sie nur in längeren Zwischenräumen und beschränkt dieselben überdies auf eine kurze Dauer. Selbst der blaue Himmel ist den größten Theil der Zeit von grauen Wolken bedeckt und zeigt sich nur wenige Tage des Jahres in ungebrochenem Schimmer. Es gibt allerdings Länder, wo dies anders ist; aber die tropische Natur ist weit entfernt, die schönere zu sein. Ihre wahre Poesie entfaltet die Landschaft nur in den gemäßigten Zonen, und nur mit Hilfe dieser kann die landschaftliche Kunst ihre höchste Wirkung erreichen. Unser silbergrauer Wolken Schleier mit seinen zahllosen, ins Gelbe, Blaue, Rothe und Violette spielenden Schattirungen, hat eine ganz andere Feinheit des Tons, als jenes unerbittliche Blau des südlichen Himmels; und unsere schattigen Eichen- und Buchenwälder bewirken eine ganz andere Stimmung



Nr. 2 und 3. Zwei Portièren, die größere nach altem persischen Muster, von Haas in Wien.



Nr. 4. Ecke eines Tischteppichs.



Nr. 1. Sammetartiger Teppich — Seite Gold und Silber — nach einem altpersischen Muster im Münchener Museum, von Haas in Wien.

als die üppige Vegetation der Tropen, trotz ihrer — übrigens auf einer weit niedrigeren Stufe des Organischen stehenden — Palmen und der phantastischen Blütenpracht ihrer Lianen und Orchideen.

Uebrigens verfährt die Natur nicht minder maßvoll in Ausschmückung des Pflanzenreichs. Die Blumen allerdings zeigen mitunter die brennendsten Farben; aber abgesehen davon, daß diese Pracht auf die kurze Blüthezeit beschränkt ist, erscheint sie überhaupt, im Großen und Ganzen betrachtet, als eine verschwindende. Denn was sind die paar blühenden Büsche und Bäume im Vergleich mit den ungeheuren Massen der Wiesen und Wälder, der Moore und Heiden? Und wie schön wäre eine Landschaft in eitel Blumen gekleidet! Hat doch der Maler schon Mähe genug, dem blühenden Frühling, so wie er ist, eine erträgliche Landschaft abzugewinnen. Ueberall dasselbe Gesetz: nicht die brutale Pracht der buntglänzenden Erscheinung, sondern der Inhalt eines vielfach zusammengefügten, entwickelteren Lebens, wie er sich in den feinen Tönen der Collectivfarbe ausdrückt, ist die höhere, die schönere Bildung.

Wenn wir nun der Kunst auf die Stube rücken, so sehen wir allerdings, daß sie, wie auch die Natur zeit- und stellenweise, die Prachtfarben nicht verschmäht, obwohl sie dieselben mehr bricht, als man auf den ersten Anblick zu glauben geneigt ist; denn man würde sich wundern, wie abgetont das schöne Colorit eines Titian oder Veronese ist, wenn man die primitiven Farben des Spectrums, die brennenden Pigmente mancher Blumen oder die brutalen Tinten unserer Anilinstoffe dagegen hielte. Uebrigens feiert auch die Kunst des Coloristen ihre höchsten Triumphe nicht in den Prachtfarben, sondern in jenen zarten, spielenden, vergeistigten Tönen, welche zu Hervorbringung einer poetischen, das Gemüth in seinen Tiefen anregenden Stimmung unerläßlich sind. Die Niederländer, Rembrandt an ihrer Spitze, haben die ästhetische Mission der Farbe viel tiefer erfaßt und sind weit größere Coloristen, als die Venetianer.

Freilich sucht die Kunst oft in gewissen Zusammenstellungen von Fleisch und Kleid eine Schwierigkeit, in deren Ueberwindung sie sich gefällt; aber der Maler hat unendliche und leicht ausführbare Mittel, die Farben zu stimmen und die Harmonie herzustellen, Mittel, welche der sich kleidenden Person nicht zu Gebote stehen. Uebrigens verfährt auch die Kunst ganz anders, wenn es ihr nicht um eine den Menschen als Sache behandelnde Gesamtwirkung, sondern um die Hervorhebung der Persönlichkeit zu thun ist, wie im Porträt, das hier allein in Betracht kommen kann. Da wird sie auf einmal maßvoll und bescheiden. Die Titian'schen Bildnisse jener schwarzgekleideten Patrizier, deren Köpfe so vortheilhaft von der dunklen Umgebung sich abheben, sind bekannt. Auch die schönen Porträts von Dyd's zeigen sich größtentheils in schwarzen Gewändern; und wo bei weiblichen Figuren manchmal buntere Stoffe zur Anwendung kommen, sind die Farben immer so gedämpft, daß das Gesicht als der Glanzpunkt erscheint. Da somit die Malerei selber, trotz all ihrer Mittel, für die Collectivfarbe sich entscheidet, wenn man von ihr verlangt, den Menschen anständig zu kleiden, so haben wir, deren coloristische Schönheit von tausend Zufälligkeiten bedroht ist, wohl nichts Besseres zu thun, als ihrem Beispiele zu folgen.

Denn was ein in Beziehung auf Farbe gutgewählter Anzug bewirkt, ist ja doch, das Fleisch und vor Allem das Gesicht zur Geltung zu bringen. Nun wissen aber alle hübschen Frauen, daß die kleinste Veränderung des Teints hinreicht, um ein wohlkleidendes Gewand in ein mißkleidendes zu verwandeln, oder daß von zwei Personen ziemlich gleich heller Haut dieselbe Farbe der einen zu Gesicht stehen kann und der andern nicht. Die kleinste Veränderung in den Abtönungen ist von zu großem harmonischen Einfluß, als daß es rathsam sein sollte, die bunte Farbe, die ein Teint verträgt, auf die Spitze zu treiben. Und dies umso mehr, als die Farben von ihren Umgebungen abhängig sind und durch diese anders gestimmt werden. Das Eintreten in ein Zimmer mit anderer Tapete, die Nachbarschaft eines andern Gewands von heftiger Färbung kann die Harmonie zwischen Teint und Kleid zerstören. Alles wohl erwogen, ist daher, unter gewöhnlichen Umständen, auch dem glänzendsten Teint die massenhafte Anwendung der Primitivfarbe nicht zu rathen. Warum überhaupt den Glanz des Fleisches verdunkeln, statt ihn hervorzuheben? Gibt es etwas Thörichtereres, als sich selber Konkurrenz zu machen?

Im Uebrigen handelt es sich nicht davon, die Primitivfarbe absolut aus der weiblichen Toilette zu verbannen, sondern sie auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei Festen undällen sucht sich mit Recht die gehobene Stimmung durch die buntere Tracht zu betheiligen; wie überhaupt der geschlossene Raum und das Kerzenlicht eine größere Kleiderpracht zuläßt, als die offene Straße. Aber rathsam bleibt es immerhin, von dieser Erlaubniß einen vorsichtigen Gebrauch zu machen, denn mehr, als alles Andere ist hier eine gewisse angeborene Idealität der Erscheinung, welche die Natur mit sehr ungleichen Händen austheilt, von bestimmendem Einfluß. Es gibt bevorzugte Leute, denen Alles zu Gesicht steht, und andere, die, je mehr sie sich putzen, destomehr einem Festhummel ähnlich werden. Eine Frau von Geschmack sollte daher prachtfarbige Gewänder höchstens als Festtoilette, mit entblößten Schultern, in geschlossenem Raum und bei Kerzenlicht tragen; ganz auf dieselben verzichten, wenn der Teint seine Frische, oder das Fleisch seine Fülle verloren hat, und auf der Straße sich nie anders, als in einem Kleide von neutralem Tone zeigen, dem sie zur Noth einen etwas bunteren Anputz gefatten kann. Alle Versuche, sich mit Hilfe feuriger Stoffe hübscher und jünger zu machen, fallen zum Nachtheil der Verjüngerin aus. Was die erste Jugend hat einen Teint, der straslos im Farbkasten wählen kann, und auch diese, wegen angeborener Mißfärbigkeit, nur zum Theil. Sobald jedoch die Haut unter dem Einfluß äußerer oder innerer Ursachen an Reinheit und Frische verlor, wird sie, je nach Maßgabe dieses Verlustes, eben so empfindlich gegen den Mißton, als sie vorher widerstandsfähig war, und ein falscher Contrast läßt sie alsdann nur um so brauner, gelber, fahler und fleckiger erscheinen. Allerdings ist der Teint des Menschen so sehr das Höchste, was die Pigmente zu leisten vermögen, daß er in seiner Vollendung jede Farbe erträgt; dies ist jedoch um so weniger ein Grund die unglücklichere Zusammenstellung aufzusuchen, als die Zartheit jener Farbenblüthe deren Schönheit zu einer so schwankenden und vergänglichlichen macht.

Im Allgemeinen kann, wie Jedermann weiß, die Brä-

nette sich derberer Farben bedienen, als die Blondine; und je höher man die Leiter der Blondinen hinaufsteigt, eine desto feinere Stimmung verlangt die Harmonie zwischen Person und Gewand, so daß die Rothhaarige nur mit großer Vorsicht über das Schwarz und Grau sich hinauswagen darf. Teint und Kleid stehen also in umgekehrtem Verhältniß: je dunkler und neutraler die Haut ist, desto primitiver kann die Schmuckfarbe sein; und je mehr Colorit das Fleisch hat, desto collectivere Töne muß das Gewand zeigen. Was aber die verschiedenen Schattierungen betrifft, so ist stets im Auge zu behalten, daß die Farbe einerseits durch Aehnlichkeit, andererseits durch Verschiedenheit wirkt, und daß die Harmonie Nichts, als das Gleichgewicht der Gegenfähigkeit ist. Man kann den Tonwerth eines Colorits mit Hilfe seiner Umgebung steigern oder mildern, je nachdem man den Farbencontrast mehr oder mindert. Steigert man den Contrast zu sehr, so kommt durch den lebhafteren Gegensatz das Colorit zu allzu großer Geltung; markirt man dagegen den Unterschied zu wenig, so macht das Colorit gemeinschaftliche Sache mit seiner Umgebung und gewinnt nur durch räumliche Wichtigkeit, was man ihm an coloristischer Bedeutung entziehen wollte. Im Allgemeinen muß daher die Umgebung so viel Verwandtschaft mit dem Colorit haben, um es einzuhüllen, aber nicht genug, um mit ihm zusammenzufallen. Wenn zum Beispiel ein Mensch, roth von Haut und Haar, einen blauen Rock anzieht, so macht der Farbencontrast seine Röthe noch auffallender; zieht er aber einen rothen Rock an, so gilt sein Kleid als Ausbreitung seines Teints, und er sieht nun vollends einem geotenen Hummer ähnlich. Er muß daher eine Farbe wählen, dunkel genug, um seine Röthe hell erscheinen zu lassen, und abgetont genug, um sie zu isoliren. Aehnlich verhält es sich mit der Blässe: ein bleiches Gesicht wird in einem gluthfarbigen Gewand noch bleicher, in einem schneeweißen aber gespensterhaft erscheinen; es muß daher eine Kleidung wählen, gefärbt genug, um nicht mit der Weiße der Haut zusammenzufallen, und feintonig genug, um die Bleichheit nicht durch Gegensatz zu steigern. Da überhaupt der Teint, vermöge seiner anthropologischen Stufenleiter von Schwarz zu Weiß, je leichter desto feiner erscheint, so ist für den Kaufmänn die erste Bedingung alles Kleidens, daß die Kleiderfarbe in Beziehung auf den Lichtwerth nicht heller sein darf, als die Hautfarbe, weil sie sonst das Fleisch schwärzt oder röthet. Das sicherste Mittel, dem Teint seine natürliche Geltung zu lassen, ist selbstverständlich die Farblosigkeit der Umgebung; es ist daher kein Wunder, daß mit der Erziehung des Geschmacks die indifferenten Töne die Kleidung mehr und mehr beherrschen.

Der schönste Schmuck für das Weib ist die Blume, die mit ihrer durchscheinenden und wechselnden Schattirung die Schroffheit der coloristischen Gegensätze verwischt. Eine solche organische Weichheit der Farbe müssen auch die Kleidstoffe anstreben, um sich der Natur des menschlichen Colorits harmonisch zu vermählen. Aber in dieser Beziehung befinden wir uns ganz auf dem Holzwege. Die neuesten Färbekünste haben uns eine Reihe von Prachttinten geliefert, deren Glanz bis zu einer kristallinischen Härte sich steigert. Diese Anilinfarben sind, als die absolute Negation jedes harmonischen Anzugs, geradezu abstoßend, und der verschöpfungste Ton wäre bei weitem ersprießlicher. Die Prachtfarbe, wo sie mit dem Menschen in Berührung kommt, sollte nicht nur eine gewisse Brechung erlitten haben, auch die Färbung an sich sollte von jeder mineralischen Härte befreit sein. Denn neben der Abstufung des Tons übt auch die Natur des Pigments eine schärfende oder sämftigende Wirkung, und die orientalischen Stofffarben sind auch hier die besten Vorbilder.

Im Uebrigen sollte der gebildete Mensch, wie er sich in Wort und That wilden Gebarens enthält, so in Tracht und Erscheinung schreiender Farben sich enthalten; denn die Vermeidung dieses Unmaßes ist ebensoviele eine Frage höheren Anstands. Die erste Bedingung aller Anmuth ist die Bescheidenheit; die Blume verbirgt sich zwischen Blättern; die Nachtigall singt im Dunkeln; die echte Schönheit läßt sich suchen und enthält sich nur dem, der sie zu finden weiß. Der Jungfer Rothhaut freilich kann man es nicht verargen, wenn sie sich einen Ring durch die Nase zieht, um ihrem tätowirten Anbeter zu gefallen; denn sie lebt in einer Gesellschaft, die noch starker Mittel bedarf und ganz directer Augenreize, um an die Schönheit zu glauben. Aber die blonden Töchter Germanias dürften wohl zu etwas weniger primitiven Mitteln, als zu bunten Fahnen greifen, um die Aufgabe der Liebenswürdigkeit zu erfüllen, welche die Natur ihnen zugetheilt hat. Welch armjeliger Ehrgeiz, die Aufmerksamkeit seinem Rode verdanken zu wollen, statt seiner Person! Allerdings hat das Weib nicht nur das Recht sich zu schmücken, sondern sogar die Pflicht, sich wohlgefällig zu zeigen; aber die Opfer an Zeit, Geld und Mühe, welche die sogenannte schönere Hälfte des Menschengeschlechts so bereitwillig bringt, um sich noch schöner zu machen, sollten wenigstens ihrem Zweck entsprechen, statt nur allzuoft das Ge. entheil zu bewirken.

Gut gekleidet sein, heißt sich äußerlich in Harmonie befinden sowohl mit sich selber, als mit der Mitte, in der man weilt. Der schönste Anzug ist derjenige, welcher mit der ganzen Persönlichkeit so im Einklang steht, daß man ihn gar nicht bemerkt; und gerade die Abwesenheit jedes allzuabsichtlichen Putzes ist das Kriterium einer geschmackvollen Toilette. Denn selbst Personen von frischem Colorit erzielen durch die sparsame Anwendung der Farbe den günstigeren Erfolg. Auf der neutralen Masse kann die Primitivfarbe ihre volle Wirkung üben; und ein Band um den Scheitel, eine Schleife im Haar, eine Masche am Busen richtet jetzt mehr aus, als zehnjährige Schleißen der brillantesten Stoffe. Das ist überhaupt die Art und Weise, wie das echte Weib sich schmückt; denn ein papageigrünes Atlaskleid steht jeder gefüllten Börse zur Verfügung; aber die wirkungsvolle Anwendung jener kleinen, subtilen Mittel verlangt ästhetische Intelligenz und läßt die weibliche Individualität hervortreten, an welcher uns mehr liegt, als am seidenen Rock. Nicht sein sinnlicher Reiz — wie die Menge fälschlich glaubt — sondern sein Sinn für das Maßvolle und Schickliche hat dem schwächeren Geschlecht den Titel des schönen eingetragen, und eben diesen Sinn wünschen wir auch in der Kleidung bethätigt zu sehen.

Uebrigens hat die Farbe nicht nur eine optische, sondern auch eine plastische Bedeutung, insofern sie Form und Gruppierung mit ihrer Zeichnung markirt und belebt. In allem Schönen macht das architektonische Gesetz sich geltend. Ebenso ist die Kleidung, trotz ihrer Aufgabe des Bedeckens, nicht be-

stimmt, den Körper zu verhüllen, sondern dessen Gliederpiel hervorzuheben; sie darf daher ihren Schmuck nicht willkürlich umherstreuen, sondern muß der Structur des Leibes ihn anpassen. Auf diese Art gewinnt die farbige Fier auf eintonigem Grund einen weiteren ästhetischen Reiz, indem sie als Gürtel, Nieder, Band, Einsaffung und Befestigung jeder Art den Schnitt des Gewandes begleitet und die Individualität der Form verwerthet. Nichts ist daher geschmackloser, als breitgestreifte und großcarrierte Stoffe, welche die plastische Wirkung der Gestalt mit willkürlichen Linien durchschneiden. Sparame oder feine Streifen, namentlich bei drapirenden Gewändern, wo sie durch Verfolgung der Stoffbewegung den Faltenwurf deutlicher zeichnen, machen einen artistischeren Eindruck. Im Allgemeinen sind alle breitspürigen, großblumigen Muster für den modernen Anzug zu verwerfen. Wo Färbung oder Webung den ganzen Stoff mit bunter Zeichnung bedecken, muß diese entweder so klein oder so ineinander gearbeitet sein, daß sie die Wirkung eines Gesamttons hervorbringt.

Und damit wären wir wieder beim orientalischen Princip und bei jenen Teppichen angelangt, welche die bunteren Farben in so kleinen Portionen und in so glücklicher Mischung zu verwenden wissen, daß sie sich gegenseitig brechen und abtönen und den Eindruck einer reichen Collectivfarbe hervorbringen. Namentlich sind die persischen Compositionen hierin mustergerichtig, und nicht weniger die nach orientalischen Vorbildern in der Werkstätte von Philipp Haas und Söhne in Wien gefertigten Teppiche, mit deren Abbildung wir heute die Textilmuster der vorhergehenden Nummer ergänzen. Im Vestibule der Industriehalle, wo sich die Haas'sche Ausstellung befindet, ist der ganze Plafond mit solchen Teppichen überspannt; an den Längswänden sind zehn Cabinen als Muster ebenso vieler Zimmereinrichtungen angebracht; in der Mitte befinden sich vier große Glaskästen mit Möbelstoffen und Teppichen, sechs Pyramiden aus freihängenden Stoffen und endlich unter einem flachen Glaskasten die treue Copie eines altpersischen Teppichs im bayerischen Nationalmuseum, in Seide geknüpft und mit Gold und Silber durchwirkt, eine Textur, welche zu allen Zeiten zu den selten angewandten und kostspieligen gehört hat. Derselbe ist übrigens seit Ende September aus der Ausstellung verschwunden, da er vom Kaiser von Oesterreich gekauft und dem König von Italien zum Geschenk gemacht wurde.

Dieser Teppich (Abb. Nr. 1), das textile Prachtwerk der Ausstellung, wurde unter der Leitung von Stord, Professor am Wiener Nationalmuseum, ausgeführt; der schwierigen Arbeit des Färbens unterzog sich Ludwig Frank in Wien. Der Hauptgrund des Gewebes ist ein dunkles Eisenbeinweiß, der Grund der umlaufenden Bordüre carmoisinroth mit graublauen Rosetten, und der des mittleren Feldes dunkelremontebrau mit Gold in der Mitte. Die Ornamentirung ist größtentheils schwarz eingefärbt, aber sehr reich gefärbt, denn sie zeigt in ihren pflanzen- und blumenartigen Arabesken, außer Gold, Silber und Reinweiß, wohl zwanzigerlei verschiedene Farbentöne, von roia zu tiefroth, vom zarten zum saftigen Grün, von hellilla zu dunkelviolett, neben verschiedenen blauen und braunen Nuancen. Diese trotz ihrer Kraft doch sehr abgetonten Farben sind so harmonisch mit einander verbunden — allerdings, mit Ausnahme der Hauptfelder, immer in kleinen Quantitäten — daß die Vielfarbigkeit nur eine spielende, den Gesamteindruck bereichernde, aber nicht störende ist. Dabei übernimmt die sammetartig aufgestellte Seide, die bald das Licht einfaßt, bald zurückwirft, eine große Rolle, indem sie denselben Ton das eine Mal matt oder düster, ja fast schmutzig, das andere Mal wieder hell und schimmernd erscheinen läßt und dadurch die Schattierungen ins Unendliche vermehrt. So glänzt der weißliche Hauptgrund, je nach der Beleuchtung, hier heller, als das Silber und dort um viele Töne dunkler, in einem trüben, aber angenehmen Grau. Auch das Muster zeigt so recht den Charakter der orientalischen Arabeske, die fast zur Blume wird, aber gleichsam auf dem Weg zum Vegetabilischen stehen bleibt und diese höhere Lebensform nur in phantastischer Allgemeinheit und gleichsam anorganischer Zurückhaltung in Erinnerung bringt. Alles in Allem ist daher dieser Teppich wohl als ein Typus des viel- und glanzfarbigen orientalischen Musters auf hellem Grunde — im Gegensatz zu dem dunkelgrundigen und durchlaufenden Muster — anzusehen.

Gleichfalls nach persischem Vorbild und sehr schön, aber von einfacherer Färbung, ist die Portiäre (Abb. Nr. 2). Die Hauptfarbe ist hellblau; die Arabesken sind mit dunkelkrapproth, olivengrün und zwei Tönen zimmetbraun nuancirt; die Verzierungen der Medaillons sind schwarz auf elfenbeinweißem Grund. Sehr bemerkenswerth ist ferner die Portiäre von Kaschmir (Abb. Nr. 3) — nach einem Entwurf von Hajinger — durch die Wirkung, welche die durcheinander laufenden Farben dieses croisirten Stoffes, so ganz dem Charakter der Webtechnik gemäß, hervorbringen. Einmal sind hier die einzelnen Töne meistens in so kleinen Portionen vertheilt, daß sie gemeinschaftliche Sache machen; dann scheinen die unteren Farben des Körpers zwischen den darüberlaufenden Fäden durch, so daß aus einiger Entfernung ganz neue Farben entstehen, und der rothe Grund mit seinen gelben, grünen und blauen Zeichnungen in eine Gesamtwirkung von Orange und Violett sich verwandelt.

Das kleine Muster (Abb. Nr. 4) ist die Ecke eines hübschen Tischteppichs, auf dessen Bordüre Pflanze und Vogel gleichfalls in textilem Charakter stilisirt sind.

Alban.

Von Ida von Düringsfeld.

(Schluß.)

Aber lange kommt' es so nicht wahren. Alban ermattete in der Anspannung des höchsten Glückes. Ihm wurde plötzlich angst und heiß in der Luft und im Leben. Es ergriß ihn eine Unruhe, vor welcher das Haus ihm zu enge wurde. Alles Gewohnte kam ihm langweilig und das Bekannteste fremd vor. Er empfand unbekannte aufwühlende Elemente in sich und konnte sich nicht vorstellen, was aus ihrer Bewegung entstehen sollte. Obgleich er sich ganz gesund wußte, hätte er sich beinahe eingebildet, er müsse krank werden, so gereizt, ungeduldig, launenhaft fühlte er sich, so viel Selbstbeherrschung kostete es ihn, wenigstens äußerlich seine Gleichmäßigkeit zu bewahren.

Und nun war er seinem neuen Zustand so ganz preisgegeben. Durch praktische Thätigkeit kann man Leid oder Liebe, wenn auch nicht ganz, so doch zeitweise betäuben; profane Berufspflichten sind oft die sichersten schmerzstillenden Mittel für die Seele. Aber Alban hatte Nichts zu thun, hatte keinen Beruf, folglich keine Pflichten, in die er sich vor sich selbst stützen konnte. „Lieb' im Müßiggang“, noch dazu in solchem verfeinerten Müßiggang, wie Alban ihn sich zurecht gemacht, ist die allergünstigste; es fehlt dann nur noch, daß die Einsamkeit sie hegt und pflegt, wie hier. Alban und seine Hausgenossinnen hatten sich fast ganz zurückgezogen, Besuche kamen vielleicht alle Monat ein Mal, und wenn sie kamen, so waren sie nicht interessant genug, um zu zerstreuen. Nichts also trat zwischen den jungen Mann und die magnetisch anziehende Frau, er traf sie stets und überall, jede gemeinschaftliche Beschäftigung führte ihn mit ihr zusammen, jeder Gedanke richtete sich ungehört auf sie — wie hätte Alban ihr und der Liebe entgegen sollen?

Er suchte Anfangs mit dem instinctiven Widerstreben des Menschen gegen die Erkenntniß, die ihn demüthigen würde, äußerst klug nach einer rechtmäßigen Ursache für seine unbehagliche Gemüthsverfassung und fand auch glücklich eine heraus. Ueber zwei Jahre schon verheirathet, hatte er noch immer keine Aussicht auf ein Kind, und so redete er sich denn vor, daß diese Verzögerung oder gar Vereitelung seiner Vaterhoffnungen ihn so unglücklich mache. Dagegen konnte sein Gemüth Nichts einwenden, er überließ sich demnach mit dem heimlichen Gefühl der Berechtigung seiner krankhaften Stimmung, war aus Großmuth zärtlicher, als je gegen die arme Nanni, suchte jedoch zugleich, um sich zu trösten, häufiger, als je die Gesellschaft Hildegard's und athmete so Tag für Tag tiefer und tiefer das zerrüttende Gift ein.

Bald aber gelang es ihm nicht mehr mit dem Selbstbelügen. Er fühlte scharf und deutlich seine wachsende Ermüdung bei Nanni, seine heftige, fast fieberische Sehnsucht nach fortwährendem Beisammensein mit Hildegard.

„Ich zwang mich, mein Herz ins Auge zu fassen,“ sagte er, „und da sah ich, unfehlbar und unwiderleglich, anders, als Alles, was ich bisher gekannt, süßer und schrecklicher, als Alles, was ich je geträumt, die erste Liebe.“

Er schwieg eine Weile. Mir fiel Etwas ein — ich stand auf, holte ein Buch, gab es Alban und deutete ihm eine Stelle an, die ich aufgeschlagen. Es waren in Grabb's „Don Juan und Faust“ die Worte Satans:

— Stehst du endlich in der Region
Des Lebens-Sidens, wo der Hoffnung, wo
Der Sehnsucht Nierenbäume, mit den Wurzeln
Zum Tartarus hindringend, schnell und furchtbar
Zu Webers höchsten Höhen sich erheben.
So daß die Sterne nur als goldne Früchte
In den belaubten Aesten schimmern — wo
Das Wort, das einst die Welt, im Wahne, daß sie
Dadurch geschaffen, an dem Schöpfungstag
Noch halb im Traum geklüftet, voller Wohlthat,
Wie eine Silberglode schwebend in
Dem Himmelsbome, durch die Nähe tönt
Und Ferne: erste Liebe?

„Ja, das ist's,“ sprach Alban, nachdem er gelesen hatte. „Das ist: erste Liebe. Auch ich erkannte sie für das, was sie ist: allbefähigend, aber sie lag, gleich dem Himmel, jenseits eines unermesslichen Abgrundes, und ich rang dieselbe in der Gluth der Hölle. Da ich nicht in den Himmel konnte, wollte ich ihn auch nicht sehen; ich wollte auch nicht in der Hölle dürsten; ich verlangte mein gewöhnliches Alltagsleben zurück; ich wies mein Gefühl von mir, ich verwünnschte es; ich wollte Hildegard nicht anbeten; ich klagte sie an, daß sie wieder jung geworden, daß sie hinreißend gewesen, daß sie mich die Liebe kennen gelehrt und mich mit den Qualen erfüllt, die mein Leben auffogon — ich klagte sie an, daß sie gekommen, und noch mehr, daß sie geblieben.“

„Das war auch Unrecht,“ sagte ich leise. „Aber sie liebte mich!“ wandte Alban ein, sie mit dem Widerspruchgeist des Liebenden gegen mich vertheidigend.

„Ich werfe darum nicht den Stein auf sie,“ antwortete ich.

„Ich that es!“ rief er bitter. „Ich warf meine ganze Verachtung auf sie. Ich entweichte sie so recht mit Genuß, denn, sehen Sie, ich wollte sie hassen, wollte frei werden von ihr und — loskommen von meiner Beschämung. Die war unerträglich, und ich litt in meiner Selbstachtung fast ebenso viel, wie in meinem Herzen. Ich mußte mich, so gut wie alle Menschen, als Sünder bekennen — dagegen empörte sich mein ganzer Hochmuth. Ich wollte wenigstens nicht freiwillig oder aus angeborener Schwäche gesündigt haben, sondern heillos in das Labyrinth der Schuld verlockt worden sein; ich überredete mich, Hildegard habe mein Herz absichtlich befreit. Sie sehen, ich behandelte das Geliebteste so nichtswürdig, wie eben nur ein Mann es thun kann; ich war rasend, wie ein Kirchenschänder es nur sein kann, und auf den Altar, von dem ich das entweichte Bild hinab in den Staub gestürzt hatte, da erhob ich gewaltiam triumphirend das meiner Frau und gelobte mir, es von nun an ausschließlich anzurufen, denn, sagte ich zu mir, sie ist rein und ohne Sünde.“

Ich betrachtete Alban mit weiblichem Unwillen und fragte kalt: „Und Ihr Betragen gegen Hildegard entsprach natürlich Ihren Gedanken?“

„Vollständig!“ entgegnete er. „Nicht äußerlich — ich wollte um keinen Preis, daß Nanni eine Veränderung wahrnehmen könnte, die sie möglicher Weise auf die Spur der Wahrheit geführt hätte. Ich war folglich dem Anschein nach derselbe unbefangene innige Freund, den Hildegard in mir zu sehen gewohnt war, aber aus dieser Larve — oh, welch ein Auge voll Hohn ihr da entgegenblickte! Dann die Eiskälte, welche unter der täglichen Berührung der Hand lag — die schneidende Schärfe, welche nur für sie hörbar, aus der Stimme herausklang! Oh, ich habe sie gequält, ihr in das Leben geschnitten, ihr das Blut entzogen, als wär' ich ein Barbar; ich habe sie gedemüthigt, als wär' sie der Abscham ihres Geschlechtes und ich ihr Herr, welcher das Recht hätte, sie mit dem Fuße zu stoßen. Und diese Behandlung mußte noch schrecklicher wirken durch den Gegensatz, welchen ich in meinem Betragen gegen Nanni so recht grell, recht dissonirend hervor treten ließ. Für Nanni sagte ich alle Weichheit des Blickes, des Tones, der Sprache zusammen, um sie wie Blumenkissen ihr unter die Füße zu legen — für Hildegard war ich Erz ohne auch nur eine Spur von dem elenden, alltäglichen Erbarmen, wie man es für den Verbrecher, ja, für ein Thier hat und ausübt.“

„Echte Männerliebe,“ spottete ich schmerzlich. „Hildegard aber? Sie war doch stolz?“

„Sie denken zu geringe von ihr. Hildegard liebte zu sehr, um stolz zu sein. Bleich wurde sie und müde, todtmüde, aber still blieb sie, und traurig war sie mit einer so edlen Würde und doch zugleich mit einer so ruhrenden Demuth, daß die Scham mir ein Brandmal in die Seele brannte. Aber ich bedeckte es vor mir selber und fuhr fort in der Schlechtigkeit zu raffinieren, bis Hildegard von uns ging.“

„Ah, endlich!“

„Ja, endlich; es war Zeit. Sie hätte mich wohl schon früher der Neue preisgegeben, aber sie mochte wahrscheinlich noch die arme Nanni schonen wollen. Zum Glück schrieb ihre Schwester aus Dresden, ihr Arzt schickte sie nach Nizza, und sie bedürfte auf der Reise sowohl wie dort einer liebevollen Pflege. Jetzt hatte Hildegard fern von uns eine Pflicht zu erfüllen und so reiste sie eine Woche später mit dem Eintritt des Winters ab.“

In dem beginnenden Winter nun blieb Alban mit der armen, kindischen Nanni allein, die er nicht mehr liebte, wenn er sie je geliebt hatte. Es kann schon das Entbehren einer bloßen Gewohnheit und die bekannten Räume leer erscheinen lassen, um viel mehr denn das Verschwinden einer Gegenwart, in welcher, wie in goldenem Krystall, die Essenz des Lebens enthalten war. Alban verfiel der furchtbaren Herzensdeide, die eben nur der ihm nachempfinden kann, welcher auch ein Mal nach dem Abschied von dem geliebtesten Wesen verlassen in der alten Umgebung zurückgeblieben ist.

Und wenn der Abschied wenigstens ein inniger war, wenn er unter Küßen geschah, oder doch unter redenden Blicken, wenn die ganze Herzensgluth sich um ihn her ergoß, wie der Abendpurpur um den letzten Sonnenschimmer, wenn Thränen auf ihn fielen, und ein letzter inbrünstiger Segen wie ein Gebet über ihn ausgesprochen wurde, da ist er geheiligt und bleibt dem Vereinsamten als herbe und doch süße Erinnerung.

Alban und Hildegard aber waren geschieden, wie sie während der letzten Zeit nebeneinander gelebt; Alban hatte die gehaftete Geliebte noch mit dem letzten Blicke eifrig getroffen und als Erinnerung behielt er nur die Neue.

„Ich weiß nicht mehr, wie ich jenen Winter durchlebte,“ sprach er. „Ihr Bild überall, und überall die Leere, und Nanni's Liebe zu allen Stunden mir nahe, und in mir der eine unaufhörliche Gedanke an Hildegard. Er bewegte sich in meinem Kopfe eintönig und unaufhaltsam wie ein Pendelticken — ich konnte ihn nicht übertäuben. Ich habe manchmal buchstäblich nicht gewußt, wohin ich den Kopf legen sollte. Gott erlöse Ihnen für immer den Jammer, Etwas an einem geliebten Wesen verbrochen zu haben. Mir blieb in meiner innern Verwüstung nur noch eins klar: der feste ehrliche Wille, nicht auch an der armen Nanni so schuldig zu werden. Ihr sicherte ich inmitten meiner Verzweiflung die Unbefangtheit des ungestörten Vertrauens. Das war so mein Geschäft von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, und ich glaube, daß diese religiöse Anstrengung mich bei Vernunft erhielt. Der Winter ging darüber so hin. Abends war ich immer todtmüde; ich schlief oft wie zerbrochen ein, und es schien mir unmöglich, daß ich noch die Kraft haben sollte, wieder aufzuwachen. Aber ich wachte immer wieder auf und lebte immer weiter und erfüllte meine Aufgabe. Mir krank wurde ich durch und durch, nicht äußerlich, nicht bestimmt, aber bis in die feinsten Fasern der Nerven. Ich bin oft vor Speien zurückgeschauert, und ein Ton konnte mir Fieber machen. Manchmal, wenn das ganze Gefühl meines Glendes so recht über mich kam, brach mir der Schweiß auf der Stirn aus, und ich sah im Spiegel mit Lächeln, wie erbärmlich bleich ich war. Geben Sie mir immerhin Absolution — ich habe für meine Sünde am Weibe schwer genug gebüßt.“

Ich gab ihm gerührt die Hand: er sah so unsäglich traurig aus. Dann erzählt er weiter.

Hildegard kehrte im Frühjahr aus Nizza zurück, aber sie ging mit der Schwester nach Dresden und schrieb Nichts von ihrer Wiederkehr zu dem jungen Paare. Nanni wurde vor Sehnsucht nach ihrer „Mutter“ äußerst ungeduldig, fragte, bat, quälte. Hildegard antwortete: sie könne die Schwester noch lange nicht verlassen. Da erkrankte plötzlich Nanni auf bedenkliche Weise, und ihr Verlangen nach der Freundin wurde so heftig, daß der Arzt Hildegard's Gegenwart für unbedingt nothwendig erklärte. Alban schrieb an Hildegard — der erste Brief war es — er beschwor sie, um Nanni's willen zu kommen. Sie kam, wie wir sie kennen gelernt: still, umgewandelt, eingehüllt; aber doch brachte sie Nanni Genesung und Alban, was er ihr einst gegeben: Wiedererweckung. Nun sie wieder da war, begriff er nicht mehr, wie er den Winter ohne sie hinzubringen vermocht. Auch mußte sie bleiben, wenn er die Kraft behalten sollte, das Leben weiter zu ertragen. Er wollte stark sein und in ihr wieder nur die Freundin sehen — ihrer Kraft und Reinheit war er sicher — es würde er langer Kampf mit häufigem Unterliegen sein, das wußt' er, aber doch Leben, doch nicht Abgestorbenheit, Verödung, Unbeweglichkeit in Erstarrung. Als Nanni genesen war, und Hildegard wieder abreisen wollte, da bat Alban: „Weiben Sie, wie Sie gekommen sind, um Nanni's willen.“ Nanni flehte auch, begriff die Freundin nicht, schmollte, weinte, war ganz das eben gesund gewordene, aber noch ungebärdig geliebte Kind. Hildegard gab nach, aber sie blieb das stille, verschleierte Wesen, die ernste, ältere Frau. Das bestärkte für einige Monate Alban in dem Wahn, er könne neben ihr hingehen, ohne mehr zu begehren, als ihr Ansehen. Eine Reise nach Tyrol wurde glücklich durchgeführt, aber diese Ruhe war zu sehr erkünfelt, sie konnte auf die Dauer der Natur nicht Stand halten. Bald nach der gemeinschaftlichen Heimkehr fühlte Alban, daß er mit jedem Tage tiefer und tiefer in die Leidenschaft hineingeriet. Der Anlage nach war er nicht leidenschaftlich — hätte seine Idee von der Ehe sich erfüllt, würde er mit Gluth geliebt haben, aber mit einer wohlthuenden, gedämpften, anhaltenden Gluth; in Flammen wäre er nicht ausgebrochen. Jetzt, der Unmöglichkeit gegenüber, flammte er auf, und je neuer und frischer sein Inneres war, je mächtiger ward es jetzt vom Brand ergriffen. Alban, der da geglaubt hatte, das rothe Meer der Leidenschaft werde sich vor ihm theilen, damit er, ein Auserwählter Gottes, trocknen Fußes hindurchgehe, er sah sich jetzt der ganzen Empörung des Elementes preisgegeben. Die Sterne werfen Strahlen hinab auf solche tobende Wogen — wer ein Geisterliebhaber ist, der kann diese Strahlen ergreifen und sich an ihnen emporheben: die Kraft zu solchem

Auffschwung hätte Alban gehabt, aber es war ihm unterzagt, sie anzuwenden — er mußte auf Erden anhalten, wo Nanni war. Dieses Kind fesselte ihn durch seine hilflose Liebe, aus der es sein Leben zog.

„Ich hätte der Sünde nicht geachtet,“ sagte Alban, „ich hätte gleichgiltig meine Grundfüße, meine Selbstachtung, die Schätzung der Welt, Alles, was mein war, hingeworfen, um Hildegard an mich reißen zu können, aber ich durfte ihr nicht mein Herz bieten, damit sie darauf ruhen möge — Nanni lag schon dort, und sie von diesem Ruheplatz aufjagen — ich konnte es nicht.“

„Bereuen Sie es jetzt, Alban?“

„Nein, o nein,“ erwiderte er mit weicher Stimme, und in sein Auge trat eine Verklärung. „Das Bewußtsein, wie ich Nanni's geschenkt, ist das Reizen, auf welchem ich ruhe. Ich gab' es nicht hin; für Nichts in der Welt gab' ich die Erinnerung auf, daß Nanni's letzte Worte: „Ah, Du mein armer Alban!“ waren. Sie hat sich mit dem ungetrübten Glauben an meine immer gleiche Liebe zum Sterben an meine Brust gelegt — daran werd' ich denken, wenn ich einsam sterben werde. Aber ich hab' es theuer erkauft,“ fuhr er fort; „ich habe für dieses Bewußtsein meine ganze Seligkeit gezahlt. Das Mitleid mit Nanni machte mich achlos dessen, was ich litt, und doch hab' ich manchmal auch mit mir selbst ein ungeheures Mitleid gefaßt, wenn ich fühlte, daß ich jedes trübliche Wort Nanni's mit einem Blutstropfen aus meinem Herzen aufwiegen mußte.“

„Und Hildegard — die bemitleideten Sie doch wohl auch?“

„Ja, o ja, aber es war doch mein einziger Trost, daß sie nicht minder litt, als ich. Begreifen Sie das?“

„Ich weiß, daß zwischen Liebenden der Schmerz des einen der rechtmäßige Genuß des andern ist. Ich begreife Sie vollkommen.“

„Dennoch empfand ich ein Leiden, welches ganz mein eigen war, welches Hildegard nicht mit mir theilen konnte: das des Mannes, welcher liebt und nicht besitzen darf,“ sprach Alban jetzt. „Doch wozu eine lange Erzählung von brennenden Qualen? — es war im Juli vorigen Jahres — da ging ich in die savoyischen Alpen und trieb mich monatelang zwischen den Gletschern herum. Es half mir Nichts — ich konnte keine Anschauung mehr auffassen — meine Intelligenz war wie geblendet von dem schneidenden Glanz des reinen Bildes.“

Er kehrte zurück und fand Hildegard als die Braut des Barons, den sie unterdessen in München kennen gelernt hatte.

„Ich begriff und ehrte ihr Opfer,“ sprach er. „Eifersüchtig konnte ich nicht auf den Mann sein, dem sie folgen wollte — ich nahm mein Loos an — ich rang nicht mehr in meinen Leiden, ich ertrug sie ruhig, als unabwendbar. An meiner Gesundheit lag mir Nichts — ich gab sie gleichgiltig hin; ich trank das süße Gift, die letzte Veranschung Tag für Tag mit vollem Bewußtsein und mit einem extatischen Genuße — ich betete Hildegard mit Seligkeit in der Pein an — ich lächelte über mein zerrissenes und zuckendes Herz — es kamen auch noch Stunden des Aufrazens; aber nie, nie hab' ich ihr ein Geständniß gethan, ihre Hand nie anders, als mit dem leisen Druck der Freundschaft gefaßt.“

Ich erinnerte ihn an einige Augenblicke auf der Reise. Er lächelte bei der Entdeckung, wie überraschend richtig ich da in ihm gelesen.

„Es waren noch Verzweiflungsmomente,“ sagte er.

„Und als nun der Abschied vorüber war, und Sie sich mit Nanni wieder allein sahen?“

„Ich war mechanisch ruhig und resignirt, und dann hatt' ich Nanni zuerst zu trösten, später zu pflegen. Als sie todt vor mir lag, da dachte ich zum ersten Male ungehört an Hildegard und stellte mir vor, wie sie jetzt mein hätte werden können.“

Er schwieg und sah nachdenklich vor sich nieder.

„Ich wollte, daß diese Liebe Sie mit Ihrem unvollkommenen, aber doch genügenden Glücke in Frieden gelassen hätte,“ sagte ich endlich.

Er blickte mich stolz an. „Ich sagte Ihnen, daß ich mein Opfer nicht bereue. Gut, ebenjowenig bereu' ich meine Liebe. Mit allen ihren Martern ist sie mein ewiges, einziges Glück.“

„Ja, ein Glück, wie das der Märtyrer; blutig unter einer Dornenkrone.“

„Wenn ich aber dieses Martyrium ertragen will?“

Es war spät — er sah, daß ich ermattet war — Tante hatte ihm schon gute Nacht gesagt und war auf ihr Zimmer gegangen. Alban stand auf und zündete sich sein Licht an. Ich bat ihn, mir ein Mal zu schreiben, wenn er drüben erst angesiedelt wäre, doch er schlug es ab.

„Ich scheide ganz und auf ewig,“ sprach er; „ich will und hoffe von der alten Welt Nichts mehr.“

„Alban,“ sagte ich, „es ist sündhaft, Gott die Nacht abzuspüren, uns noch glücklich zu machen.“

Er rief unwillig: „Schweigen Sie doch! Reizen Sie mich nicht zu neuer Majerei! Es wäre ja ein zweiter Tod nöthig — ich will keine solche Hoffnung mehr — ich bin fertig.“

„Aber das ist schauerlich.“

„Es ist recht gut, wenn man so weit ist, glauben Sie mir,“ versetzte er, schon wieder mild geworden. „Es ist keine Erwartung und keine Mähe mehr, ein Ruhen in Gott und eine heilige Sehnsucht nach dem Tode.“

Ich begleitete ihn noch bis an die Treppe zum obern Stock, wo sein Zimmer lag. Er drückte mir rasch und fest die Hand. „Gute Nacht! Gott segne Sie!“ sprach er. Es waren seine letzten Worte; am Morgen, bevor ich erwachte, war er schon abgereist.

Nachwort.

Ich habe nie mehr Etwas von Alban gehört, weder direct, noch indirect, aber Hildegard sah ich zwanzig Jahr später in Dresden wieder. Auch für sie war Alban in America spurlos verschwunden, obgleich ihr Mann Jahre hindurch eifrig nach ihm hatte forschen lassen. Diese Ungewißheit schmerzte sie, hatte jedoch nicht länger die Macht, ihr Leben zu trüben: Hildegard hatte das bessere Theil erwählt. Zudem sie anders, als Alban, nämlich mit der vollen Ergebung eines frommen Gemüthes, ihr Schicksal angenommen, war sie durch einen edlen, tüchtigen Mann glücklich geworden und hatte auch ihn glücklich gemacht.

„Ich kann Gott nicht genug für meinen Mann und meine Kinder danken,“ sagte sie, als wir vertraulich und freimüthig

über die Zeit unserer Bekanntschaft redeten; „ach, wenn unser armer Alban doch sein Leben nicht so weggeworfen hätte!“
 „Wissen wir, ob er es wirklich gethan hat?“ antwortete ich. „Ob er unter den neuen Verhältnissen drüben nicht noch ein nützlicher Mensch geworden ist?“
 „Ach nein,“ sagte Hildegard und schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf, „hätt' er etwas Gutes von sich zu berichten gehabt, da hätt' er an uns geschrieben. Ich kenne sein Herz — es gab kein besseres. Er hätte uns nicht absichtlich so in Sorge um ihn gelassen.“

Hildegard hatte Recht; wär' es Alban möglich geworden, sich mit dem Leben wieder auszuöhnen, so hätten wir es durch ihn erfahren. Eine leise Hoffnung hegt' ich noch während unsers neuesten großen Krieges — vielleicht ergriff ihn, wenn er noch lebte, drüben die deutsche Begeisterung und trug ihn heim. Er ist nicht gekommen und mag wohl todt sein, vielleicht schon lange. In der thatkräftigen Gegenwart hätte ein junger Mann schwerlich Mühe, sich so elegisch hoffnungslos an ein Gefühl zu verlieren, aber der arme Alban war eben aus einer andern Zeit, und wie man sagt: andere Zeiten, andere Sitten, so kann man sicherlich auch sagen: andere Zeit, andere Liebe.

E n d e.

Die Mode.

Indem ich eine Auswahl neuester Damenhüte prüfend betrachte, fällt mir die bekannte Strophe ein:

„Ueber Wetter- und Herrenlaunen
 Runzle niemals die Augenbraunen,
 Und bei den Grillen der hübschen Frauen
 Mußt du immer vergnüglich schauen!“

Solch eine Frauengrille ist auch der moderne Damenhut. Daß er eine Hut sein soll, fordern — ja, wünschen wir längst nicht mehr. Wozu gab uns die Natur das Haar in so reicher Fülle, und die Mode noch dazu die Erlaubniß, den in allen Sprachen besungenen Zauber der dunklen oder lichten Flechten durch kleine Nachhilfen und Zuthaten nach Kräften zu vermehren? Wenn, wie die Dichter versichern, das Frauenhaupt wie eine Blume unter der Laßen Wucht sich senkt, ist der Hut kein Bedürfniß, sondern nur Schmuck, nur ein zierliches Krönchen des Ganzen.

Früher theilte man die Hüte in runde und geschlossene ein. Aber auch diese Unterscheidung ist nicht mehr zutreffend. Die Hüte älterer Damen allein haben noch Kinnbänder, und der runde Hut ist eigentlich kein runder mehr, weil — Doch versuchen wir, das Namenlose wenigstens zu beschreiben! Der Kopf ist breit und ziemlich hoch, nicht mehr durchgängig glatt gespannt, sondern hin und wieder auch weich und faltig (in diesem Falle anstatt des Randes mit einem doppelten Volant oder einer vollen Rüsche geziert, welche sich auf das Haar senken), letzterer, nämlich der Rand, ebenfalls breit, auf verschiedene Weise zurück- oder aufgeschlagen und geschweift, an den Kopf gedrückt oder von demselben abstehend. Sammet und Filz werden ausschließlich zu den Hüten verwendet und zwar vorzugsweise in schwarzer, olivgrüner, indigoblauer, brauner und bläulich-grauer Farbe (schwalben-, eisen-, gewittergrau etc.). Der Ausputz, meist in übereinstimmendem oder abgetontem, seltener in abstechemdem Ton gehalten, ist sehr reich und besteht aus zusammengefalteten Streifen oder vollen Gewinden von schräggelassenem, eingesamtem schwerem Seidenstoff (bei Filzhüten häufig von Sammet), aus ebensolchen großen Schleifen, Grosgrain- oder doppelt gewebten Bändern (auf der einen Seite Repps, auf der anderen Atlas), schwarzen Spizenschleiern, ombrierten Straußfeder-Tuffs und Kränzen oder lang herabwallenden Straußfedern, Schnallen und Agraffen von Jet, oxydirtem Silber und Stahl und aus Blumen. Ich nenne diese zuletzt, weil sie gegenwärtig mit einer gewissen Schlichtheit zum Hutschmuck herangezogen werden. Wenn man sie aber dazu wählt, so schiebt man Rosen und Laub zu wahren Guirlanden, wie ich es an einem reizenden schwarzen Sammethütchen im Magazin Gerson sah. Das Innere desselben war mit einem Kranz „herbstlicher“ Blätter ausgestattet, während der Rand durch einen Tuff „nebelgrauer“ Straußfedern gegen den Kopf gedrückt wurde. Inmitten des Tuffs prangte eine graue Reiheraigrette. Schwarze Bänder von doppeltem Gewebe bildeten auf der einen Seite ein eigenthümliches Gewinde, auf der anderen große, aufrechtstehende Schleifen; diese, mit einer Festschnalle zusammengefaßt, vereinigten sich hinten mit Spizenschleiern, aus denen, tief niederhängend, ein Theerosenweig sich löst.

Eins der wichtigsten Studien für das Wintersemester bildet das Pelzwerk. Zobel und Warder als die edelsten Sorten stehen über der Mode und in der Regel leider auch über unsern Mitteln. Ein langer Gedankenstrich, dann folgt der März — und diesem das eigentlich modische Pelzwerk wie: der schöne Silber- und Blausuchs, der Stunk, Opossum, Natursuchs etc. Der Muff, mit Atlas oder Grosgrain gefüttert, ist zierlich klein, wenn er nicht als vervollständigender Schmuck eines mit Pelz verbrämten Paletots dient, von der Boa mit halblangen Enden unzertrennlich. Was die Sackpaletots betrifft, deren Außenseite mit Pelz gedeckt, so wird einzig und allein noch der Sealstin getragen, der häufig einen Besatz von Grebestreifen erhält. Grebe ist der Balg der Taucherente, der überhaupt den jungen Mädchen häufig den schwereren Pelz ersetzt.

Die kalte Jahreszeit bedingt, für den Promenaden- und Hausanzug, den Japan aus farbigem starkem Wollenstoff. Diejenigen aus schwarzer, brauner oder grauer Waire sind ihrer praktischen Eigenschaften wegen stets begünstigt. Außerdem hat man Jupons von Beige, Cheviot und Diagonal in verschiedenen grauen und modifarbenen Nuancen, doch auch, wie vor einigen Jahren in Hochroth. Letztere Röcke umsäumt man rings mit zwei übereinander fallenden, je 15 Centimeter hohen Volants, von denen der untere fein gefaltet, der obere gekräuselt, mit kleinen Festons und

einer Plattstichstickerei in schwarzer Seide geziert und von einem entsprechend gestickten Streifen gehalten wird. Ueberhaupt gehören derartige Streifen (in Grau oder Modefarbe mit gleichfarbiger, abgetönter oder brauner Seide besetzt) und zwei verschiedenartig arrangirte Volants, auch ein breiter, gefalteter und mit verticalen Spangen in dunklerem Ton besetzter Volant, zu den beliebtesten Garnirungen des Jupons.

Die Stoffe zu den Soirée- und Gesellschaftsroben aus Gerson's Magazin sind vorwiegend einfarbig und von stumpfen, schwerem, geripptem Seidengewebe wie: Grosgrain, Grosgrain-Faille (das schwerste Fabrikat), Gros de Londres und Reps gothique (dieser mit mattglänzenden, atlasartigen, hochliegenden und breiten Rippen). Doch auch der Atlas, so recht für das Kerzenlicht geeignet, und die auf das mannichfaltig gestreiften Poults-de-soie und Pékings satines sind beliebt und bei Gerson in reichster Auswahl vorhanden. Außer den bekannten zart-rosenrothen, -blauen, -grünen und -malvenfarbenen Tönen herrschen die jüngst bei den Phantasiestoffen angeführten bronze- und olivgrünen, grauen und unbestimmten Farben, ferner abricot (ein sehr blaßes, etwas ins Gelbliche spielendes Rosa), bleu du Nord (ein mittleres Blau), bleu gend'arme (ein tiefes Blau), vert bouteille, vert russe, colibri, opale, terre d'Egypte (eine bräunliche Nuance), pomme de chène (ein dunkles, eigenthümliches Braun) und pervenche (ein sanftes Violet). Von reizender Wirkung sind die gestreiften Stoffe, über deren weißlichem Grund ein Schimmer von der Farbe der Streifen liegt, zum Beispiel weißer Grund mit grünlichem, bläulichem, grauem oder malvenfarbenerm Hauch und dunkler getöntem, breiteren oder schmälern, dichteren oder entfeirteren Streifen. Weiß, Modefarbe, Opal- und Nebelgrau mit schwarzen Streifen, Schiefergrau, terre d'Egypte und loutre mit weißen Streifen sind ebenfalls sehr geuchte Zusammenstellungen.

Blau und weiß, rosa und weiß und grün und weiß gestreifte Seidenstoffe bilden, ebenso wie die hellfarbige Seidenpopeline, allerliebste Gesellschaftsanzüge für junge Mädchen.

Schwarze Seidenleibern gibt man zuweilen durch ein Uebergewand aus schwarzem, mit vielfarbigen, detachirten Blumen oder großen Bouquets durchwirktem Poults-de-soie lebendigere Wirkung.

Die einfarbigen Abendtoiletten werden häufig derartig angefertigt, daß sie eine doppelte Robe imitiren. Zu den elegantesten Arrangements zählt folgendes: die Vorderbahn des Rockes wird durch einen ungefahr 60 Cent. hohen Volant abgeschlossen, der abwechselnd aus Hohlkalten von Sammet und solchen aus Seidenstoff, je 8 Cent. breit, besteht und nach oben einen leicht gehöhlten Bogen zeichnet. Den Ansatz dieses Volants verbirgt ein gekräuselter, 12 Cent. hoher Volant, über den sich eine volle Sammetrüsche erhebt. Zu beiden Seiten geht von der Taille bis zum Saum, die Vorderbahn einrahmend, ein 20 Cent. breiter Stoffstreif nieder, welcher der Länge nach mit Sammetstreifen gehalten wird. Zwei je 20 Cent. breite Volants, von einem doppelten Vorstoß begrenzt, oben in schräger Richtung gefaltet und dann kraus auseinander springend, ziehen sich um die langschleppenden Rückenbahnen, über welche zwei schmale, lange, eckige Schöße fallen. Dieselben sind von breiten Sammetrevers eingerahmt und unten mit einer Schleife, oben mit einer Tasche, ebenfalls von Sammet, ausgestattet. Ueber der Tasche liegt auf jeder Seite ein Stoffgefältel, das unterhalb der Revers bis zur Rückenmitte geführt und mit einer 60 Cent. breiten Sählinge zusammengefaßt wird; von dieser flattert ein gleich breites Schärpenende bis über die Volants, den Raum zwischen den Schößen einnehmend. Das Leibchen, das man zu einer solchen Robe trägt, ist vorn rund und endet im Rücken in vier schmale, eckige Schöße; man schließt dasselbe mit einem Gürtel nebst Schnalle und ziirt es mit einem breiten Stehkragen aus Sammet, der hawlförmig niedergeht und von einer Mull- oder Spizenkrause begleitet wird.

Die Burnus, in die wir uns auf der Fahrt zu den Winterfesten hüllen, sind aus grauer Vigogne, mit erhabenen, in übereinstimmender oder farbiger Seide gestickten Blumenquirlen geschmückt und mit Taffet gefüttert.

Für das Theater hat man ärmellose Jäckchen aus schwarzem Grosgrain, „veste jardinière“ benannt. Dieselben sind gänzlich mit schwarzseidenen, aus Knötchenstichen gebildeten Ranken durchzogen und mit Veilchen, Nelken, Marguerites, winzigen Rosen und Blättern, in ihren natürlichen Farben mit Cordonnetsseide erhaben gestickt, übersät. Eine schwarzseidene Rankenbordüre, mit den erwähnten Blumen bestreut, rahmt das Jäckchen ringsum ein und wiederholt sich auf einem in eckige Zacken geschnittenen Stehkrage. Gleiche Zackenstreifen umschließen den Uermelausschnitt und markiren zwei kleine Taschen auf den vorderen Schößen.

Veronika von G.

Rebus.



Buchstaben-Räthsel.

Von L. in T.

A	A	B	A
E	R	E	L
I	E	B	L
A	B	S	S

Die Buchstaben, richtig gestellt, geben in der Horizontale wie in der Verticale gelesen verschiedene Worte und zwar:

- A. In der Horizontale:
- Ein mächtiger Strom.
 - Ein stierköpfiges Ungeheuer, das vor Zeiten sogar kleine Kinder verschlungen hat.
 - Ein berühmter Weltweiser und zugleich Staatsmann.
 - Ein Priester und Schriftgelehrter.
- B. In der Verticale:
- Ein vom Monde im Verein mit der Sonne gegen unsere Erde täglich ausgeübtes Verbrechen.
 - Eine emancipirte Dame von großer Schönheit, Sicilianerin, zärtliche Freundin eines berühmten Feldherrn.
 - Eins der notwendigsten Reiseequisiten.
 - Deutscher Frauennamen.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. IX, Seite 322.

- | | |
|-----------------------------|----------------------|
| 1) Th f 8 — f 5 | Sp h 7 beliebig |
| 2) Sp h 3 — g 5: ♣ | |
| 1) | g 5 — h 4: |
| 2) Th f 5 — f 4 ♣ | |
| 1) | Sp d 1 beliebig |
| 2) Sp h 3 — f 2 ♣ | |
| 1) | d 3 — e 2: |
| 2) L b 3 — c 2 ♣ | |
| 1) | Th d 6 beliebig |
| 2) L b 3 — d 5: ♣ | |
| 1) | D d 5 — b 7: |
| 2) Th f 5 — e 5 ♣ | |
| 1) | D d 5 — e 6 oder b 5 |
| 2) Sp b 7 — c 5 oder d 6 ♣. | |

Auflösung des Rebus Seite 322.

„Columbus.“

Correspondenz.

Den Leserinnen, die das ebenso patriotische, als humane Unternehmen „Deutsche Lotterie“ durch Ankauf von Loose unterhalten oder noch unterstützen wollen, diene zur Nachricht, daß dieziehung nunmehr endgültig auf den 15. December d. J. festgesetzt ist.
 Bernstein. Noch ein anderer Feiler (Herr Ap. S. aus B...n) empfiehlt den Bernsteingegenstand mit Wasser und Wiener Kalt mittelst eines weichen Lederlappens oder einer sehr weichen Bürste so lange abzureiben, bis die ursprüngliche Farbe wieder erschienen ist. Diese Arbeit sei eben so zeitraubend, als lohnend. Auch von diesem Herrn wird, wo es die Form des Gegenstandes erlaubt, ein leichtes Abreiben durch einen geschliffenen Dreckschwamm, als welchen derselbe den Bernsteinreiner Geruch in Seiseminde nennt, empfohlen. — Wenn Herr A. S. meint, daß das Dunkelwerden des Bernsteins aus einer oberflächlichen Oxydation durch den Luftaustausch entspringe, so glauben wir dies bezweifeln zu müssen, da ein so widerstandsfähiges Erzharz, wie der Bernstein, nicht in so kurzen Zeiträumen durch die Luft verändert werden kann, vielmehr meinen wir, daß diese dunklere Färbung durch oberflächliches Eindringen von Fett entsteht.

B. in W. Die Zahlung der Dividende der Bazar-Actien fand im Juli statt. — Von den ausgelassenen, zur Amortisation gelangenden Actien sind folgende Nummern:

- 434, 974, 1063, 1218, 1432, 1476, 1581, 2082, 2084, 2690, 2698, 2724, 2734, 3540, 3632, 3638, 3690, 4013, 4087

behuft Rückzahlung noch nicht präsentirt worden. — Die Inhaber der mit vorstehenden Nummern bezeichneten Actien haben dieselben nicht den noch nicht fälligen Dividendenscheinen und Talons gegen Empfang des Nominalbetrags und des Genusshaines an die Deutsche Union-Bank, Berlin, U. d. Linden Nr. 78, abzuliefern.

Abonnetin in Deidesheim. Also weil wir Ihre anonym an uns gerichtete Frage nicht schon in den nächsten Nummern beantwortet haben, zählen Sie uns nicht mehr zu den Gebildeten? Wer denn von uns verließ zuerst gegen das oberde Gesetz der Urbanität, vom Menschen nur Menschennützlichem zu verlangen? Um die 999 zum Theil recht schwierigen Fragen, welche im Lauf von vierzehn Tagen an uns gestellt werden, gewissenhaft zu beantworten, brauchen wir Zeit, und ist die Antwort endlich in einer Nummer glücklich untergebracht, so müssen die 150,000 Exemplare derselben erst gedruckt werden — das kostet wiederum Zeit! Auch vergessen Sie nicht, daß alle diejenigen, welche nicht zufällig selbst eine Frage stellten, also mindestens $\frac{1}{4}$ der Abonnenten die Correspondenz nur als Appendix betrachten und auf den geringsten Raum beschränkt wünschen. Daß die Antwort auf Ihre Frage, unser Urtheil nämlich über den sogenannten Liebig'schen Kumpfertract, längst unter der Presse war, als Ihr — lebenswürdiger zweiter Brief ankam (Beweis: die letzte beilieg. Nummer), sei nur beiläufig bemerkt. Wir verlangen für unsere Rath, wieviel Zeit und Mühe er immerhin kosten möge, keine Entschädigung, wir bitten nur um Geduld. Wollen Sie uns aber auch diese nicht schenken, so geben Sie uns die Möglichkeit, Ihnen auf dem schnellsten, dem directen Wege zu antworten!

Th. N. Man verdirbt den Kornbranntwein je nach Empfindlichkeit der Haut mit mehr oder weniger Wasser oder braucht ihn unverdünnt.

Abonnet in Fl. Sie haben Recht, es muß in der Fragebeantwortung auf Seite 50 (aus H. S. in Gr. B.) heißen, statt „auf 100 Theile Wasser nicht mehr als $\frac{1}{1000}$ “ auf einen Theil Wasser nicht mehr, als $\frac{1}{1000}$ “; die übrigen directen Angaben sind richtig.

Anna in Bonn a. Rh. Coldcream bereitet man nach folgender Vorschrift: Im Wasserbade (bain marie) schmilzt man $\frac{1}{2}$ Loth Wallrat, $\frac{1}{2}$ Loth Wachs und 10 Loth frisches, süßes Mandelöl in einem Porcellanmörser zusammen, setzt der geschmolzenen Masse 3 Loth Rosenwasser, 1 Loth Glycerin und eine Messerspitze Boraxpulver hinzu und rührt das Ganze so lange mit der Mörserkeule durcheinander, unter bisweiligem Abtragen des erstarrenden Creams mit einem Spatel oder Kartenblatt, bis es eine schaumige, weiche Salbe darstellt. Unter letztere rührt man dann noch so viel Rosenöl (etwa 10 Tropfen), bis der Cream einen angenehmen Rosengeruch angenommen.

Donau. Die Coca ist in ihrer Wirkung dem wirksamen Bestandtheile des Kaffees, Coffein genannt, ähnlich, und sind beide Stoffe bei Migräne angewendet worden. Wir würden Ihnen rathen, wollen Sie das, im Uebrigen in den vorgezeichneten kleinen Dosen gebraucht, unschädliche Mittel versuchen, die Coca, welche in jeder renomirten Apotheke zu finden, sich von einem Arzt verschreiben zu lassen und sich nicht hochtönenden Präparaten und der Unschicklichkeit der Reclame gefangen zu geben.
 Abonnetin in Ofen. Sie bedecken den Fettklee im Papier mit einem frischbereiteten Drei aus gebrannter Magnesia und Weizen; nach dem Antrocknen wird das zurückbleibende Pulver abgerührt; wenn möglich ist das Verfahren zu wiederholen.